

Abend -



Zeitung.

Zweihunddreißigster Jahrgang.

25.

Donnerstag, am 22. Juni 1848.

### Ein Traum?

Laut hinaus in Deutschlands Marken  
Ruf ich: eins, mein Volk, das übe!  
Eines nur kann dich erstarcken,  
Und das eine — ist die Liebe!

Ein einzig Deutschland, groß und stark,  
Getrennt durch keine Schranke,  
Voll Lebenskraft bis tief in's Mark —  
O herrlicher Gedanke!

Ein einzig Deutschland! — Wunderbaum,  
D'ran reiche Früchte prangen!  
Du warst des Jünglings schönster Traum,  
Des Mannes heiß Verlangen!

Ein einzig Deutschland! — fest vereint  
Die edlen deutschen Stämme!

Dann braucht es, nahet sich ein Feind,  
Nicht Mauern erst und Dämme,  
Nein, Brust an Brust, mit starker Hand  
Stehn wir in allen Stürmen,  
Um unser schönes, deutsches Land,  
Vor jeder Schmach zu schirmen!

Doch willst du dieses reiche Heil,  
Mein deutsches Volk! erlangen,  
Dann fort mit jedem Vorurtheil  
Das deinen Geist umfängen,  
Dann fort den Stolz, den Neid, den Groll,  
Das Zürnen, das Verdammen!

Wo nur die Liebe walten soll,  
Da glüh'n des Hasses Flammen.

Ein jeder Stamm will edler sein  
Und mächtiger, und weiser.  
„Aus mir“ — spricht jedes Volk — „allein  
Erwählt euch Deutschlands Kaiser!“ —  
Wie soll der Freiheit junger Baum  
Da Blüth' und Früchte treiben? —  
Ein einzig Deutschland — schöner Traum,  
Willst du ein Traum denn bleiben? —

D'rum fort den Haß, den alten Groll,  
Die immerfort uns spalten.

Die Liebe nur, die Liebe soll,  
In unsern Herzen walten!  
Nur sie allein schafft Einigkeit,  
Und Einigkeit schafft Stärke.  
Nur so siegst du in jedem Streit,  
Mein deutsches Volk! das merke!

Kein Preußen mehr, kein Oesterreich,  
Kein Sachsen und kein Schwaben!  
Nein, alle Deutsche, alle gleich,  
Und jeder Haß begraben!  
Dann bleibet es kein leerer Traum  
Wonach wir heiß verlangen,  
Dann, deutsches Land, du Wunderbaum!  
Wie herrlich wirst du prangen!

Dresden. Hermann Waldow.

## Unpolitische Fabeln

von

Fischer.

### I.

#### Die Königswahl.

Der Löwe war gestorben; und die Thiere versammelten sich, einen Nachfolger zu wählen. Die Reichskrone wurde gebracht, die Stimmen wurden gesammelt, jeder schlug einen von seiner Familie vor: es war nichts als Verwirrung.

„Ein Wort!“ sagte der Fuchs. „Laßt uns sehen, wem die Krone am besten paßt, und er soll König sein.“

Der Vorschlag gefiel, man schritt zum Werke. Der Tiger, der Bär, der Wolf, die Hyäne — alle probirten sie auf, und alle Stimmen waren wider sie.

Die übrigen Thiere folgten, keines gefiel. Endlich trat der Esel auf. Die Krone saß maulerisch zwischen seinen beiden langen Ohren, die wie Schildträger aussahen.

„Vortrefflich! Vortrefflich!“ rief die ganze Versammlung: „Es lebe der König!“ — Und nach sichern Nachrichten soll die Krone von der Zeit an, bei seiner Familie geblieben sein.

### II.

#### Der Pfau.

Der Juno stolzer Vogel hat,  
Den Jupiter im Götter-Rath,  
Ihn zum Monarchen zu erheben:  
Ein Pfau, sprach er, was meinst du,  
Schickt doch so gut bei meinem Leben,  
Als jener Adler sich dazu;  
Selbst die Natur hat mich erkoren,  
Von Gold und Purpur und Saphyr  
Glänzt mein Gewand, und — sieh nur hier  
Ein Krönchen ist mir angeboren.  
Wohlan, sprach Zeus, der oft die Thronen  
Zum Spaß erhört, magst König sein!  
Er sprach's. Mit rauschendem Gefieder  
Fuhr plötzlich in den Federnhain  
Der neue Großsultan hernieder  
Und nahm den Thron des Adlers ein.

Der Gimpel und der Staar hoffiret  
Ihm in gereimten Schmeicheleien.  
Minervens Kauz philosophiret  
Ob der Verwandlung. Aber schnell  
Erhascht der Geier ihn beim Fell  
Und schleudert ihn von seinem Throne  
In einen Sumpf. Der plumpe Strauß  
Kömmt auch und reißt aus seiner Krone  
Ein ganzes Büschel Federn aus.  
Respekt, ihr Schurken, — rief erbittert  
Der Dpernschach, vernehmte und zittert:  
Ich bin — „Ein eitler Narr bist du!“ —  
Der König Pfau von Gottes Gnaden.  
„Hoho, wer machte dich dazu?“  
Jupiter! — Boffen! Gasfonaden!  
Versezt die wilde Schaar und lacht:  
Es ist schon lange nicht mehr Mode,  
Daß Jupiter Monarchen macht . . .  
Und hakt nun vollends ihn zu Tode.

### III.

#### Der Hof des Löwen.

Der Löwe hatte einen Landtag ausgeschrieben; alle übrigen Thiere kamen in seine Höhle. — „Was für ein abscheulicher Geruch!“ sagte der Bär: und in der That, die Höhle sah einem Anger ähnlich.

Dem Löwen verdroß diese Bemerkung; er zerbrach ihm das Genicke.

„Vortrefflich!“ grinzte der Affe, und sprach von Ambradust und Gnade! Seine alberne Schmeichelei mißfiel nicht weniger: mit genauer Noth konnte er sich vor den Klauen des Löwen retten.

„Aber was riechst denn Du?“ fragte er jetzt den Fuchs. „Deine Majestät verzeihe! Ich habe den Schnupfen!“ war die Antwort. So muß man mit den Fürsten sprechen.

### IV.

#### Die Bill.

Einst fiel dem Löwen ein, es wäre  
Doch gegen eines Königs Ehre  
Und gegen das Zus publikum,  
Daß er sich selbst sein Futter schaffe.  
Sein weißes Ministerium,

Der Fuchs, der Büffel und der Affe  
 Trat des Monarchen Meinung bei.  
 Sogleich gebot er allen Thieren,  
 Ihm einen Schoß von Korn und Heu  
 Und Wildpret jährlich abzuführen.  
 Der Esel mußte das Edict,  
 Als Wappenherold bunt geschmückt,  
 An allen Ecken ausposaunen.  
 Das Volk vernahm es mit Erstaunen,  
 Es drang sich in Prozession,  
 Wie dort in Vater Noahs Kasten,  
 Vereint vor des Monarchen Thron,  
 Und wollte von den neuen Lasten  
 Befreiet sein. Der Elephant  
 Sprach nämlich als Repräsentant:  
 „Wie, Herr, was konnte Dich bewegen,  
 Uns diese Steuer aufzulegen?“  
 Schweig, fiel ihm der Despot hier ein,  
 Uns Könige darf Gott allein  
 Zur Rechnung ziehen. — „Loser Spötter!“  
 Versezt der Bär, „erst gestern noch  
 Sprachst Du, es gebe keine Götter.“  
 Nun ward man laut. Der Menge kroch  
 Das Ding zu Kopfe. Schließlich machte  
 Das Volk mit tiefem Vorbedachte  
 Die Bill: „Daß, weil ein Großsultan  
 Den höchsten Richter unsrer Thaten  
 Verachten oder läugnen kann,  
 Man vor der Hand den Autokraten  
 Verpflichten soll, der Nation  
 Von seiner Wirthschaft auf dem Thron,  
 Mitunter auch von seinem Leben  
 Genaue Rechenschaft zu geben.“

## V.

## Der Löwe und der Bär.

Der Löwe hatte den Bär zu seinem Vertrauten gemacht, aber die Bedrückungen desselben empörten das ganze Reich.

Der Bär, der das wußte, unterhielt den Löwen unaufhörlich von Verschwörungen, die die Unzufriedenen gegen sein heiliges Leben anspinnen! Er fand alle Tage neuere und stärkere Beweise, daß die undankbare Nation ihren König hasse; kurz er sprach von nichts als Jakobinern und

Revolutionen, und stellte die Nation als einen Haufen Revolutionäre vor.

Was war natürlicher, als daß das Mißtrauen des Löwen gegen die Nation ebenso zunahm, als sein Zutrauen gegen den Bär, der sein einziger Freund schien. Auch hatte der hinterlistige Vertraute mehr Gewalt als je, und seine Bedrückungen übertrafen sich selbst, denn der Löwe war unzugänglich.

Aber endlich brach der Bogen. Die Thiere stürmten in hellem Haufen in die Burg des Löwen. „Liefere uns den Bär aus!“ schrien sie; „wir hassen nur ihn.“

Berlin und Wien, Metternich und Eichhorn.

## VI.

## Die Ameise.

Eine Ameise war von ihren Mitbürgerinnen zur Schatzmeisterin ernannt worden. Das erste Jahr war um, die Rechnung mußte abgelegt werden; sie konnte nicht anders, sie brachte einige Papiere.

Der Aufwand war ungeheuer gewesen; die Ausgaben hatten fast den ganzen Nationalschatz verzehrt. — Einige patriotische Ameisen eiferten heftig darüber. — „Ihr habt dem Schein nach Recht,“ antwortete die Schatzmeisterin, „aber es sind Staatsgeheimnisse! Ich kann schwören es ist alles zum Nutzen des Staates verwendet worden!“

Man ließ sich das gefallen, und die Rechnung wurde gebilligt.

Das zweite Jahr ebenso viel Ausgaben; ebenso unbestimmte Rechnungen; dieselben Beschwerden und dieselbe Ausrede. Im dritten Jahre ein ungeheures Deficit: die Ausgabe überstieg die Einnahme. Die Ameisen verloren die Geduld.

Eine von ihnen, die weit gereist war und sich lange im Hause eines Finanzministers aufgehalten hatte, trug auf eine Untersuchung an. Man erbrach die Zelle der Schatzmeisterin und fand sie voll gestohlenen Nationalgutes.

Beitrag zur Kunst, in einem Jahre 38 Millionen in 15 Millionen Staatschatz zu verwandeln.

## VII.

## Crasimund und sein Pudel.

Der strenge Wildgraf Crasimund  
 Trieb manchen Spaß mit seinem Hund.  
 Ein Pudel war's, den er auf türkisch plagte,  
 Indem er ihn oft stundenlang,  
 Mit leerem Bauch jetzt aufzuwarten zwang,  
 Jetzt über einen Stock, jetzt in das Wasser jagte;  
 Und wenn er endlich matt und krank  
 Zu seinen Füßen niedersank,  
 Zu murren oder gar sich zu verkriechen wagte,  
 So ward er aus dem Todeschlaf  
 Mit hundert Prügeln auferwecket.  
 Einst hatte der erlauchte Graf  
 Das fromme Thier bis auf das Blut genecket;  
 Da schluchzte Fräulein Adalgund,  
 Zu edel und zu sanft des Henkers Kind zu heißen:  
 „Ach, Vater, schlägt den armen Hund  
 Doch nicht so hart! Er wird Dich wohl noch beißen.“  
 „Mich beißen? dummes Ding!“ versetzte Crasimund:  
 „Ha, damit hat es gute Wege!  
 Was gilt's, er denkt nicht mehr an die empfang-  
 nen Schläge?  
 Sieh nur! ...“ Hier spuckt er aus. In vollem Lauf  
 Macht sich der Hund herbei und leckt den Speichel auf.  
 Ihr Völker, wollt ihr nicht, daß euch die Fürsten  
 zwingen,  
 Bald über ihren Stock, bald in die Fluth zu  
 springen,  
 So spiegelt euch an diesem armen Wicht,  
 Und lecket ihren Speichel nicht.

## VIII.

## Die Bienenkönigin.

„Lege Rechnung ab!“ sagten die Bienen zu  
 ihrer Königin; „Was hast Du mit unserm Reich-  
 thum angefangen? Wie sind die Schätze, die  
 wir sammelten, angewendet worden? Was hast  
 Du zum Besten des Ganzen gethan?“

„Aufrührer!“ antwortete die Königin; „was  
 geht Euch mein Eigenthum an? Was habt ihr  
 nach der Verwaltung meines Vermögens zu  
 fragen?“

„Dein Eigenthum? Dein Vermögen?“ er-  
 wiederten die Bienen; „Du vergiffest Unverschämte,  
 daß Du nichts als unsere Dienerin bist.“

Was sind die Fürsten anders, als die Faktore,  
 die Diener der Nation? Das Land ist nicht ihr  
 Eigenthum; sie sind die Verwalter desselben: die  
 Nation ist kein todt's Capital, mit der man nach  
 Belieben schalte; sie ist der Besitzer, und der Fürst  
 der Agent.

## IX.

## Der kranke Löwe.

Der Thiere Großsultan lag auf dem Krankenbette,  
 Er war vom Kopf bis auf den Schwanz  
 So dürr als Bruder Hain im Basler Todtentanz.  
 Da war kein Vieh, das ihm nicht was gerathen hätte.  
 Der Schwindsucht sichere Kur, die ein Franzos erfand,  
 Die Kur im Ochsenstall, war damals unbekannt.  
 „Die Gerste, sprach das Pferd, ist trefflich für  
 die Lunge:

Sie kühet das Geblüt und reiniget die Zunge.“  
 „Nicht doch, versetzt der Bär, der wilde Honigseim  
 Ist Balsam für die Brust, und löst den zähen  
 Schleim.“

„Freund, rief ein weiser Wolf, ich wette hundert  
 Kronen,

Mein sympathetisches Arkan  
 Erhält den Preis: Neun frische Ziegenbohnen,  
 Im Vollmond angehängt, ziehn alle Seuchen an.“  
 „Pfui, sprach der Leopard, man möchte flugs  
 purgiren:

Der Henker brauche diesen Quark!  
 Ich lobe mir das Menschenmark,  
 Um einen Fürsten zu kurieren,  
 Ein Pfund des Tags, in Thränen aufgelöst,  
 Hilft ganz gewiß; probatum est!“

„Dies, Better, will ich gleich probieren,  
 Versetzt der Patient: dein Rath ist Goldes werth.  
 Ich selber habe längst gehört,  
 Daß viele große Herrn auf Erden  
 Durch dieses Mittel fett als wie die Dachse werden.“

## X.

## Der Löwe und der Fuchs.

Der Löwe hatte dem Elephanten den Krieg  
 erklärt. — „Auf!“ ließ er den übrigen Thieren  
 entbieten: „Der Tag der Rache ist gekommen!  
 Unser Erbfeind muß auf ewig vertilgt werden!“

Es gilt die Freiheit und die Ruhe der ganzen Nation!"

„So?“ sagte der Fuchs zu seinem Nachbar. „Uns hat der Elefant nicht beleidigt! Soll sich die ganze Nation für einen Löwen aufopfern? Was kümmern uns seine Privatabsichten?“

„Verfluchter Demokrat!“ brüllte der Löwe und zerriß ihn.

Es kann nur im Interesse der Fürsten liegen, einen Krieg mit Frankreich anzuzetteln.

## XI.

**Die Mücke und das Licht.**

Eine Mücke flatterte um ein Licht herum, und verbrannte sich endlich. „Fluch dem Verräther!“ rief sie sterbend; „Fluch und ewig Rache!“ — „Aber warum bist Du hineingeflogen?“ sagte ein Philosoph.

Flucht nicht der Aufklärung, flucht dem un-rechten Gebrauch, ihr Fürsten!

## XII.

**Die Bekehrung.**

Ein Wolf lag auf den Loo am Magenkrampf  
In seiner Klust. Sein treuer Better  
Und Spießgesell, ein frecher Spötter,  
Besucht ihn, um im letzten Kampf  
Ihm beizustehen: „Alle Wetter!  
Rief er; was machst du armer Gauch,  
Zwickst dich vielleicht ein Lamm im Bauch?  
Steh auf! Laß uns ein Schmalzhier jagen;  
Ein Teufel treibt den andern aus!“

„Was sagst du? Bittre vor dem Rächer  
Der Unschuld! sprach der franke Schwächer  
Mit schwacher Stimme: keine Maus  
Will ich mehr tödten; gleich den Bissen  
Der Viper nagt mich mein Gewissen:  
Alekto mit dem Höllenpfehl  
Im Blicke stürmet meine Höhle;  
Und reißet meine schwarze Seele  
Vor Minos' ernstern Richterstuhl.  
Ha Freund! — Jetzt flossen seine Zähren:  
Wird Jupiter mein Flehn erhören,  
Macht seine Gnade mich gesund;  
So will ich meine Sünden büßen  
Nur Wurzeln und nur Gras genießen,

Und mit dem frommen Schäferhund  
Die Heerde vor den Wölfen schützen,  
Ja selbst mein Blut für sie versprechen.“  
Der Better schüttelte den Kopf,  
Und sprach bei sich, „der arme Tropf!  
Das Fieber macht ihn phantastren:  
Hier würden Lustklystier, Magnet,  
Und selbst Apoll den Ruhm verlieren.“  
Er küßt den Freund und seufzt und geht.  
Kaum bleicht der zackige Planet  
Zum andermal die braunen Schatten,  
So kehrt er in den Hain zurück,  
Um ihn zur Erde zu bestatten,  
Und sieht ihn mit erstauntem Blick  
Vor einem fetten Widder sitzen;  
Aus dem er Herz und Nieren fraß.  
„Ei, ei, Herr Bruder, was ist das?  
Rief er; heißt das die Heerde schützen,  
Und selbst sein Blut für sie versprechen?“  
Hier zog der graue Bösewicht  
Sein finster blutiges Gesicht  
Ins Lächeln, wie bei Sturm und Blitzen  
Das Seegespenst im Tafelgolf:  
„Je nun, sprach er, und strich den Magen,  
Ich war ein Lamm in franken Tagen;  
Gesund bin ich nun wieder Wolf.“

Fürsten, die den drängenden Umständen nachgeben wollen.

(Schluß folgt.)

### Ein Mittagsmahl bei General Abramowicz in Warschau am 2. Mai 1848.

Das Gespräch drehte sich um die Politik des Tages. Der General war verstimmt und sprach dem Glase häufig zu. Da brachte sein Präsidial-Secretair wichtige Briefe. Ein heftiges Wort entfuhr dem würdigen Polizeidirector über die gewagte Störung, allein kaum hatte er einen Blick auf die Depeschen geworfen, so nahm er dieselben mit Hast, bat die Gesellschaft um Vergebung und las. Während dem Lesen bligten seine tiefliegenden Augen, ein widerliches Lächeln spielte um den breiten Mund: in dem Gesichte

lag etwas Teufliches. Als er geendigt hatte, fertigte er den Secretair mit einem barschen: „Stupaj“ ab, rieb sich die Hände, wie er gewöhnlich thut, wenn ihm etwas gelingt, ward urplötzlich heiter und redselig, witzelte nach seiner Art über die deutschen „Velleitäten“, die nie zur Willensthät würden (wir sprachen französisch) und lachte überlaut über seine eigenen ziemlich unbeholfenen Witze. Dabei stürzte er ein Glas nach dem andern hinunter — der Wein löste immer mehr die sonst vorsichtige Zunge. Die Tafel war zu Ende: wir traten in den Salon. Einige Gegenreden machten den General heftig. „Die Polen“, schrie er mit Commandoton, „haben nur einen wahren Feind: die Deutschen, eben weil sie ihre soi-disant-Freunde sind. Gott bewahre mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich schon fertig werden“, setzte er unheimlich kichernd hinzu. Ich sprach von deutschen Sympathien und wies auf das klar zu Tage liegende Interesse Deutschlands hin. — „Sympathien“ winkte der General verächtlich mehre Male mit der Hand, „diese liberalen Kammerdienerseelen sollen für noch Jemand außer sich Sympathien hegen? Bloße Furcht vor uns und nichts weiter. Und da es uns gelang, ihnen weiß zu machen, als hätten gar wir Angst vor den deutschen Lämmeln, so hatte alle Sympathie ein Ende. Deutsche Civilisation, deutscher Geist, Germanisiren und dergleichen Unsinn mehr kam wieder aufs Tapet. Offenbare slawische Erde, auf der diese hungern-den Hundesöhne (beliebter russischer Titel) gastliche Aufnahme gefunden, vindiciren sie für ihr geliebtes Deutschland. Die Aufrührer haben es gewagt, des Czaren Eigenthum für sich in Anspruch zu nehmen! Aber wir sind nicht müßig geblieben — und finden wir einst noch Einige von diesen Hungerleidern auf unserem heiligen Boden, so sollen die slawischen Eichen Früchte tragen.“ Dabei machte der General so fürchterliche Augen, daß ich unwillkürlich an meine Cravatte faßte, um mich zu überzeugen, ob noch Seide oder schon Hanf meinen Hals umgab. Nachdem er einige Schritte auf und ab gethan, fuhr er fort: „Holla! ihr Herren, euere Zeit ist um, ihr habt eure Rolle ausgespielt: die Reihe

kömmt an die Slawen, ihnen gebührt das Weltreich. Jetzt wird das Slawisiren an der Tagesordnung sein.“ Bei diesen Worten drehte sich der General auf dem Absätze seines rechten Stiefels im Kreise herum, wie er zu thun pflegt, wenn er einen seiner Meinung nach ihm unmittelbar von dem Geiste des Czaren eingegebenen Gedanken hat. Ich machte ein etwas ungläubiges Gesicht. Da faßte mich ein besternter, älterer Reichsrath an der Hand und sagte mit ernstem Tone: „Die Deutschen haben ihre Sendung erfüllt. Hegel's System ist der Schwanengesang des deutschen Geistes gewesen. Was vom deutschen Geiste darüber hinaus erdacht worden, ist Überwitz eines Agonistrenden. Der Gedanke muß zur That werden. Dazu sind die Deutschen geradezu unfähig: sie müssen vom Schauplatz abtreten und den Slawen, als dem Volke der That, Platz machen. Haben sie ihre praktische Unfähigkeit, ihre Lebensunfähigkeit seit den Februartagen nicht mehr als hinreichend bewiesen? Ihnen war nur ein Ziel klar vorgezeichnet: die Wiederherstellung Polens. Sie haben dies auch ganz richtig erkannt, aber was haben sie zur Erreichung desselben gethan? Eine Maß Bier mehr als sonst getrunken und uns — handeln lassen. Sie haben die alten Polenlieder wieder hervorgesucht, an allen Enden Deutschlands Polen-Comités errichtet, in denen bloß von der Integrität Deutschlands und Slavia's Verraubung die Rede war. Während ihre heiseren Kehlen: „Noch ist Polen nicht verloren“ herabplärrten, hat ihr gänzlicher Mangel an Thatkraft, ihr Tieffinn, der vor lauter Wald die Bäume nicht sieht, Polen als solches verloren gemacht. Und dies ist auch der Wille Gottes: nur als Theil Bannslavia's oder aber nimmermehr wird Polen wiedererstehen. Nur alle Slawen unter einem Scepter vereint, wie ein Mann dastehend, können die ihnen von Gott übertragene Sendung erfüllen und sie werden es.“ Der General strich sich wohlgefällig das Kinn. Ich erwiderte, wie die Deutschen früher zu Hause Ordnung machen müßten; ich erinnerte an den Ausspruch Napoleons: „In fünfzig Jahren ist Europa entweder republikanisch oder der Knute unterthan,“ und deducirte daraus allerlei zur Vertheidigung der deutschen Stimmführer. Voll Eifer

entgegnete der Reichsrath: „Gerade das Gegentheil: hierin ist keine Alternative. Die Herrschaft der Knute mußte früher unmöglich gemacht werden, dann wäre Europa republikanisch geworden. Nun ist der rechte Augenblick um. Wir haben Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Die nächste Zukunft gehört uns. Ich bedauere Deutschland nicht: es ist überflüssig geworden. Ich bin ein Pole, setzte er leiser und weich hinzu, ich bedauere die Polen. (Der General war abberufen worden, wir blieben allein.) Hätten sie nicht auf Frankreich gerechnet, Gott ist hoch und Frankreich ist weit; hätten sie sich nicht durch die wesenlosen Sympathien der deutschen liberalen Bedientenseelen trügen lassen, die nichts Geringeres bezweckten, als so viel nur immer möglich vom alten Raube zu retten und zum Kaufpreise ihrer ohnmächtigen Hülfe zu machen, so lange das zertretene Polen noch in den Krallen seiner Dränger stöhnt; hätten sie bloß auf ihr Schwert und ihr gutes Recht gebaut: fürwahr Polen wäre schon frei! An der Theilung Polens trug Deutschland die Hauptschuld, dafür wurde es in den französischen Kriegen furchtbar gezüchtigt und schließlich selbst in Theile und Theilchen zerrissen. An dem gegenwärtigen Untergang der Selbstständigkeit Polens trägt abermals Deutschland und zwar allein die Schuld. Die Strafe wird der Größe des Verbrechens angemessen sein: Untergang für Untergang, wie früher Theilung für Theilung. Hören Sie, die letzte Stunde Polens schlägt: hören Sie wohl, es ist die Deutschlands.“ „Bravo!“ schrie hier der General, der bei den letzten Worten in's Zimmer getreten war, „weg mit Deutschland, es ist als solches überflüssig geworden (er war bei diesen Worten des Reichsrathes früher weggegangen), es muß slavisiert werden.“ Der Reichsrath fuhr fort, indem er die Stimme erhob und stolz umherblickte: „Die kurzfristigen, tieffinnigen Deutschen waren ganz zufrieden, als unser Minister Metternich seinen Ministerialstiz änderte. Sie discutirten im Fünzigerausschuß und Vertrauensmannschaft mit ihrem bekannten Liebsinne das Sankovansaproject einer Volksvertretung am Bundestage, während unsere Minister in Wien und Berlin am Ruder blieben und unsere Bureaucratie in Posen und Galizien

ungestört waltete. Ich sage „unsere“, denn wir bezahlen die Gescheidten unter ihnen und leiten die Dummen dahin, wo wir sie haben wollen. Alle erfüllen doch nur unsere Aufträge oder handeln unbewußt in unserem Sinne. Und das Beste dabei ist, daß wir die Kastanien mit fremden Pfoten aus der Asche holen, denn alles Blut und alle Thränen fallen österreichischen und preussischen, also deutschen Beamten zur Last, kommen auf Deutschlands Rechnung.“ Bei diesen Worten hielt der Reichsrath erschöpft inne, wovon ich Gelegenheit nahm, zu bemerken, daß die Bureaucratie in der ganzen Welt eine und dieselbe sei, nämlich der Auswurf der Nationen, ohne Vaterland, ohne Glaube, ohne Hoffnung, ohne Liebe, eine durch und durch niederträchtige Rotte, die von nichts Menschlichem bewegt, bloß der Füllung ihres Säckels lebe. Der General erinnerte an Stalien und lachte höhnisch. Der Reichsrath fuhr fort: „Ich will nicht leugnen, daß uns die Pariser Februartage etwas unerwartet kamen. Indessen kannten wir die Lage Frankreichs und sahen ein, daß von dorthier für eine geraume Zeit keine Gefahr drohe. Nur der Enthusiasmus des deutschen Volkes für Polens Wiederherstellung, le peuple est admirable dans son instinct, konnte uns gefährlich werden. (Der General ward ungeduldig und winkte mehrere Male verächtlich mit der Hand.) Indessen kannten wir die Kleinlichkeit und gänzliche praktische Unfähigkeit der deutschen Liberalen aller Farben, die seit den Befreiungskriegen nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Bei einiger Nachhülfe von unserer Seite mußten sie in unserem Sinne handeln. Polen wäre eine Vormauer gegen uns geworden, Polen wird jetzt unsere Vorhut gegen sie werden. Der Augenblick ist nicht fern, wo die polnischen Sensesmänner die liberalen deutschen Mohnköpfe nieder-mähen und das unglückliche deutsche Volk von seinen großen Männern befreien werden. Dasselbe wird endlich einmal zu leben anfangen, zur That kommen, unsere slawische Natur annehmen, slavisiert werden.“ Die letzten Worte sprach der Reichsrath offenbar absichtlich. Des Generals Antlitz war immer strahlender geworden, er konnte sich nicht mehr halten. „Goldmännchen,“ schrie er, ergriff den Arm des Reichs-

raths, zog mit der einen Hand die oben erwähnte Depesche aus der Tasche und drehte mit der andern den Reichsrath im Halbkreise von mir weg. Beide sahen mit gierigen Blicken in die Depesche, als ob sie auch mich vergessen hätten. Bevor ich nach Rußland ging, hatte ich viele Jahre im Foreign-Office gearbeitet. Ich kenne das Russische perfect, was jedoch hier ein Geheimniß bleiben mußte. Meine diplomatischen Gewohnheiten ließen mich fast unwillkürlich hinter dem Rücken der Beiden ebenfalls mit gierigen Blicken in die Depesche sehen. Sie war von dem bekannten russischen Gensd'armerie-Oberst Szejfowski aus Niepotomice, im Bochnier Kreise Galiziens, datirt. Ihr Inhalt war kurz folgender: Der Oberst meldete, daß er mit General Castiglione um die Summe von 5000 Halbimperialen einig geworden sei, welche Korycki von den 40,000 Halbimperialen bezahlt habe, die ihm bei seiner Abreise von Warschau speciell zu diesem Zwecke mitgegeben wurden. Ueberdies habe das Bombardement Krakau's 6000 Halbimperialen gekostet, was aus denselben Geldern bestritten wurde. Der Oberst schimpfte über die Hasenherzigkeit der österreichischen Militairs und schrieb es lediglich ihrer eiligen Flucht auf das Schloß zu, daß die polnische Emigration nicht ganz niedergemacht wurde, wie es im Plane abgesehen war. Die Dummheit des Kreishauptmanns Krieg, der übrigens mit gutem Glauben wenigstens keine Kosten verursacht habe, habe auch viel zum Mißlingen beigetragen. Weiter meldete der Oberst, daß Bystrzanowski, Boladkiewicz und Tokarski im Posen'schen Alles zum Besten eingeleitet hätten, daß er selbst sich alsbald dahin begeben müsse, denn die Sache dürste heiß werden. In Galizien seien alle Pläne bis jetzt gescheitert, indessen sei Graf Stadion auf gutem Wege und das künstliche Hervorrufen des ruthenischen National-Comité's müsse bald Früchte bringen, nur müsse man Zachimowicz zu entschiedenerem Handeln anweisen. Auch seien noch mehrere Agenten nach Galizien zu schicken, die ganz ähnlich den in Posen Vorhandenen als Vertriebene, Flüchtlinge u. s. w. auftreten müßten. Sie seien insbesondere in Lemberg auf die akademische und Handwerker-Jugend zu verweisen. Sie sollten ganz so wie im Po-

senschen wirken, um jeden Preis einen Aufstand hervorrufen, insbesondere an Juden und Deutschen die größten Greuel begehen, welche dann in deutschen Blättern als von den Polen ausgehend zu schildern seien. Schließlich hat der Oberst, es bei der bisherigen Communication durch Aksamitowski, den Vorgesetzten der neuen Zollstätte an der Warschauer Eisenbahn zu belassen, denn dieser Weg sei der sicherste. — Ich glaube, in dieser Depesche liege der Schlüssel zu allen bisherigen Ereignissen in der Sache Polens. — Nachdem die Herren ihre interessante Lectüre geendigt hatten, sagte mir der Reichsrath nach einigem Hin- und Herreden: Ich glaube, Sie haben sich überzeugt und werden diese Ueberzeugung in ihrem Vaterlande geltend machen, daß in Europa nur die slawischen Völker unter Rußlands Scepter eine Zukunft haben.

(Zeitungs-Halle.)

L...son.

### Die rechte und die linke Seite.

Was ist die rechte, was die linke Seite? — Die Nationalversammlung in Berlin wird Euch diese Frage beantworten. Sie wird Euch sagen müssen: Rechts sitzen die Herren, welche mit einem Auge nach den Fleischtöpfen Aegyptens schielen und mit dem andern auf das Volk blinzeln, welche mit einem Beine noch im alten Moraste der alten Geschichte stecken und mit dem andern schwerfällig den trockenen Boden der neuen Welt berühren, welche mit der rechten Herzkammer nach den alten Privilegien und Monopolen schmachten und mit der linken den Forderungen des Volkes nach Recht und Gerechtigkeit zustöhnen, welche am letzten Ende die Errungenschaften der Freiheit für sich in Anspruch nehmen und bei dem lauten Rufe des Volkes nach Gleichheit hochauf die Achseln zucken; — das ist die rechte Seite der Nationalversammlung. Zu ihr gehört das ganze Ministerium, mit Camphausen an der Spitze und mit Hansemann, dem tüchtigen Handelsmann, in der Mitte; zu ihr gehören alle Aristokraten, d. h. die Männer, die im Mutterleibe schon etwas Apartes vor anderen Menschenkindern voraus gehabt,

und diejenigen, denen man in die Wiege einen großmächtigen Geldsack gelegt und ihnen das Ciapopeia von Moses und den Propheten vorgefungen. Auch noch andere gehören zu diesem Kaliber. Ich sage Euch: Das sind die rechten Leute! — Welches sind nun die Männer der linken Seite? Die Nationalversammlung, die wir uns in diesem Augenblicke als eine moralische Person denken, welche ohne besondere Rücksicht auf ihren Gehalt sich als den wahrhaften Ausdruck des Volkswillens kund thut, wird Euch nach bestem Wissen und Gewissen wiederum antworten: da sitzen Männer von entschiedener Gesinnung, d. h. solche, welche mit beiden Beinen auf dem Boden der neuen Geschichte stehen, welche nicht nach alten Privilegien schmachten und mit dem Volke liebäugeln, welche die Errungenschaften der Freiheit nicht für ihr eigenes Interesse auszubenten streben, sondern deren Bestrebungen einzig und allein dahin gerichtet sind, den Wünschen des Volkes nach Kräften nachzukommen und den ganzen alten Schutt aus dem Wege zu räumen, der ihren Bestrebungen hinderlich ist. Männer, die in der Revolution nicht eine verbrecherische, strafwürdige Handlungsweise, sondern in ihr den Ausdruck eines thatkräftigen Volkswillens und dieselbe sonach als einen heiligen Akt der Geschichte erkennen, Männer endlich, die aus dem Volke hervorgegangen und in demselben und für dasselbe leben und sterben. — Das ist die linke Seite.

Wenn eine Nationalversammlung das wäre, was sie von Rechtswegen sein sollte, dann müßte sie durchweg aus Männern der sogenannten linken Seite bestehen, weil nur durch sie allein das Volk wahrhaft vertreten sein kann. Dann würde man allerdings weder von einer rechten noch von einer linken Seite sprechen, weil die Vertreter alle wahrhafte Volksvertreter wären, die bloß darin von einander sich unterscheiden, daß sie vielleicht über die Mittel oder über die Art und Weise der Verbesserungen u. s. w. nicht ganz eines Sinnes wären. Das wäre aber ein ganz naturgemäßer Zustand einer Nationalversammlung, daß die verschiedenen Deputirten ihre Ansichten und Meinungen austauschten, wenn diese auch noch so sehr von einander abwichen; nur darin müßten sie eines Sinnes sein, daß sie nicht eine bevorrechtete

Klasse, eine besondere Körperschaft, wie etwa der Adel, die Beamteten, das Militair u. s. w., sondern alle Menschen gleichmäßig, das Volk mit einem Worte in seinen gerechten, bisher gänzlich verrückten und absichtlich vernachlässigten Rechten vertreten. Diese Einsicht müßte alle Vertreter befeelen, dann würden sie wie ein Mann dastehen, und die Vertretung wäre eine wahrhafte Volksvertretung. Je freier und selbstständiger ein Volk ist, desto freier und selbstständiger ist auch dessen Vertretung, wie wir dies in den vereinigten Staaten Nordamerika's wahrnehmen. Auch in Frankreich beginnt die Volksvertretung eine Wahrheit zu werden (?). Und in Deutschland? Wenn in Frankfurt a. M. nicht so viel deutsche Böpse im Parlament saßen, die vor dem Gedanken einer „Volks Herrschaft“ zitterten, da könnte man getrost einer erfreulichen Zukunft entgegen sehen, aber wie die Sachen jetzt stehen, so ist die Volkssouveränität nur von einer kleinen Zahl (Minorität) anerkannt, die Mehrzahl (Majorität) reitet auf ihrem alten Steckenpferde. Wenden wir uns nun nach Berlin, wo in der Singakademie das ganze preußische Volk vertreten ist. Da haben wir die rechte und die linke Seite, die wir im Eingange bereits geschildert haben. Fügen wir noch hinzu, wie das Verhältniß beider Parteien zu einander sich gestaltet, dann werden wir ein klares Bild von der Vertretung haben, wie sie die rechte Seite sich anmaßt. Diese rechte Seite ist auch in Berlin in einer überwiegenden Mehrzahl; mit argwöhnischem Blick sieht sie auf die Linke und sucht deren Absichten mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu nichte zu machen. Diese Mittel sind aber einer Nationalversammlung unwürdige und deshalb durchaus verwerfliche. Wenn Einer von der Linken, d. h. Einer, der die Interessen des Volkes vertritt, sich erhebt, um einen Antrag zu stellen, so spizen die Männer der Rechten ihre Ohren und horchen, ob nicht eine mißliebige Aeußerung aus dem Munde des Sprechers ihre zartfühlenden Nerven berühre. Das kommt natürlich sehr schnell, denn was sollte der Rechten nicht mißliebige erscheinen? Die ganze Linke ist ja den Herren ein mißliebiges Wischiwaschi, aus Republikanern, Demokraten, Kommunisten und wer weiß aus was für Verbrechern

zusammengesetzt! Da weiß sich die Rechte zu helfen: sie murrst, sie zischt, sie schreit, sie trommelt, sie trampelt! Das hilft! Der Mann der Linken wird in seiner Rede gewaltsam unterbrochen, er kann nicht mehr weiter sprechen und muß dem lieben Gott noch dafür danken, daß er nicht herausgeworfen wird. Dieses Manöver wird so oft als möglich in Anwendung gebracht, und wenn das nicht immer anwendbar ist für die Zwecke der Rechten, dann hilft sie sich auf eine andere eben so wirksame Weise. Hat nämlich die Rechte irgend einen Antrag gestellt, und ist dieser durch die väterliche Fürsorge des Präsidenten, des Herrn Milde, von der rechten Seite hinlänglich besprochen worden, so fordert sie ungestüm die Abstimmung, sobald Einer von der Linken es wagt, gegen diesen Antrag das Wort zu nehmen. Der Präsident kündigt den Schluß der Debatte an, und die Abstimmung geht, natürlich zu Gunsten der Rechten, vor sich. Bedenkt man also, daß die Rechte ohnedies in der Majorität ist, und daß sie unter allen Umständen ihre Anträge durchsetzen kann, daß der Linken mithin nur das einzige Mittel zu Gebote stände, durch eine offene, freie Sprache ihre Kommittenten von der Art und Weise ihrer Vertretung zu überzeugen — so ist es wirklich unverantwortlich, daß die Rechte sich solche Uebergriffe zu erlauben im Stande ist. Es ist dies eine empörende Verletzung des allgemein anerkannten Rechts der freien Discussion. Durch solche Machinationen sucht die rechte Seite in der Berliner Nationalversammlung das Volk auf eine unverantwortliche Weise zu vertreten. — Wenn Ihr aber den Bestrebungen der linken Seite in den veröffentlichten Verhandlungen folgt, so werdet Ihr Euch überzeugen, daß es rein volksthümliche Interessen sind, die die Linke vertritt, und die rechte Seite wird den Fluch des ganzen Volkes auf sich laden, wenn sie mit ihren Intriguen gegen die Volksinteressen fortzufahren beliebt. Noch ist das Volk wach!

## Deutsche Flotten und Kolonien im Mittelalter.

Heutzutage ist so viel die Rede von Errichtung einer deutschen Kriegsflotte und von der Organisation unserer so zahlreichen Auswanderungszüge zu einer regelmäßigen Kolonisation, und gewiß jeder einsichtsvolle Deutsche wird von Herzen wünschen, daß auf diese Weise bald wirklich die Glieder eines so starken und großen Volkes im Auslande nicht mehr verlassen dastehen, und daß für das viele Vermögen, welches die Auswanderer mit sich fortnehmen, durch ächt deutsche Kolonien neue Absatzquellen für Handel und Industrie des Vaterlandes eröffnet werden. Besonders muß auch die Entstehung jener Flotten aus Kauffahrteischiffen, die man im Augenblick der Noth mit bestem Erfolge in Kriegsschiffe umwandelte, ein beachtenswerther Wink sein, wie man jetzt die Gründung einer Flotte praktisch angreifen kann und soll. Sollten nicht besonders einige der großen Bremer und Hamburger Dampfschiffe, welche nach England und Amerika gehen, hiersfür sehr geeignet sein? Jeder muß für diesen guten Zweck das Seine thun, und da halten wir es unter Anderm für nicht unzweckmäßig, wieder daran zu erinnern, welche eine stattliche Flotte zur Zeit des Hansabundes Deutschland besonders auf der Ostsee schwimmen sah, und einen wie guten Anfang man damals mit der Gründung von Kolonien gemacht hatte. Am meisten Ruhm erwarb sich bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts unter diesen Städteflotten die mit aus Beiträgen anderer Ostsee-Häfen ausgerüstete Flotte Lübecks, des nordischen Venedigs, wie es der berühmte Geschichtschreiber von Basel, Martin Dohs, genannt hat, und doch waren gerade hier die Anfänge sehr gering und anspruchlos.

Wohl die ersten Spuren einer deutschen Kriegsflotte zeigen sich ums Jahr 1189, als Graf Adolph III. von Holstein, um sich dem Zuge Kaiser Friedrich Rothbarts nach Jerusalem anzuschließen, mit den Bremern und Lübeckern die Uebereinkunft traf, daß sie die nöthigen Schiffe für den Transport der norddeutschen Kreuzfahrer ausrüsten sollten. Die süd- und mitteldeutschen Kreuzfahrer benützten gewöhnlich venetianische Schiffe, wenn sie sich nicht dem meist so verderblichen Landwege über Konstantinopel anvertrauten. Zwischen einem damaligen Kriegsschiffe (Orlogschiff) und einem heutigen Dreidecker war aber natürlich ein Unterschied — fast wie zwischen einer Maus und einem Elephanten, so große Reisen man auch damals schon wagte. In Form und Größe unterschieden sich Anfangs die Kriegsschiffe nur dadurch

von den Handelsschiffen, daß vorn, bisweilen auch hinten auf dem Verdeck ein hölzerner Thurm errichtet war, um mehr Mannschaft unterzubringen, und um bei feindlichem Zusammentreffen mit andern Schiffen von hier aus durch Bogenschützen den Gegner zu beunruhigen. Außerdem konnten an den Seiten der Schiffe Fallbrücken mit großen Klammern und Haken angebracht werden; kam es dann zu einem Gefecht zwischen zwei Kriegsschiffen, so verband man sie durch diese Brücken, und nun wurde Mann gegen Mann wie auf dem Lande gekämpft.

Noch verstand man es nicht, den Schiffen jene schlanke, offenbar dem Bau der Fische nachgeahmte Form zu geben; es waren plumpe, vorn runde, hinten gerade abgestuzte Kasten, ähnlich den Donken der Chinesen, deren ungeschickte Form dieses Volk noch jetzt vom großen Weltverkehr ausschließt. Erst durch die Kreuzzüge kam man darauf, eine solche Einrichtung zu treffen, daß man auch ein paar Reiter auf jedem Schiffe unterbringen konnte; die Pferde wurden durch eine Fallthüre in der hintern Wand des Schiffes aus- und eingeführt. Gewöhnlich hatte das Schiff nur einen starken Mastbaum, dessen Segel roth oder sonst lebhaft gefärbt waren, wie man überhaupt Kriegsschiffen durch Bemalung und Schnitzwerk an den obern Theilen ein stattliches und imponirendes Aussehen zu geben suchte. Der Hauptlenker des Schiffes saß nicht, wie jetzt, in der Kajüte, bei Busssole, Chronometer, und Seefarte, sondern oben am Maste in einem weiten Korbe, und so lange der von Venedig zu uns gekommene Kompaß noch nicht allgemein im Gebrauch war, hielt sich der Schiffer möglichst nach der Küste, um bei Annäherung eines Sturmes schnell einen Hafen suchen zu können. Verschlug der Sturm aber dennoch das Schiff in die hohe See, so ließ man Raben fliegen, um der Richtung derselben zu folgen, wenn des Vogels Instinkt und scharfes Auge in der Ferne das Land entdeckt hatte.

Auf der Spitze des Mastes oder auch des Thurmes prangte als Wahrzeichen des Schiffes ein phantastisches Thierbild, ein Drache, Basilisk oder geflügelter Löwe, mitunter aus edlen Metallen geformt, in deren Bearbeitung die Nordlandschmiede früh schon große Fertigkeit besaßen. Müßiggänger wurden auf den Schiffen nicht geduldet, sondern gleich den Passagieren auf den Handelsschiffen mußte jeder auf einem Kriegsschiffe Mitfahrende, wenn es Sturm gab, auch mithelfen; denn die Kleinheit der Schiffe erlaubte nicht, viele Matrosen mitzunehmen, und doch verlangte die Unbehilflichkeit des Lackelwerks u. viel mehr Hände, als jetzt, wenn die See unruhig war. In ähnlicher Weise ließen auch die Mitfahrenden es der

Reihe nach unter sich umgehen, aus den Vorräthen, die Jeder mitgenommen hatte, die Küche für Alle zu besorgen. Am Mastkorb stand ein großer steinerner Krug mit Bier zu Jedermanns Gebrauch; wenn er leer war, mußte er auch der Reihe nach wieder gefüllt werden, doch wird er wohl nur Gruith, d. h. Bier aus Hafer und Eschenblättern gebraut, enthalten haben, denn Hopfen mußte man aus dem fernen Polen, ja Gerste meist noch aus Flandern kommen lassen, und beides war daher sehr theuer.

Wie bedeutend übrigens oben erwähnte Flotte gewesen sein muß geht daraus hervor, daß sie die Veranlassung zu einem Institute wurde, welches bald große Wichtigkeit erlangen sollte, nämlich zur Stiftung des Deutschordens. Von der übergroßen Hitze brach unter den Kreuzfahrern eine schreckliche Seuche aus „die schwere Noth“ oder in Norddeutschland das Seken (das Siechthum) genannt: ein Glied nach dem andern löste sich vom Leibe und der Mensch zerfiel nach und nach geistig in völligen Stumpf sinn. Für diese armen Kranken errichteten nun die Bremer und Lübecker Schiffer aus den Segeln und Stangen ihrer Schiffe Zelte, an deren Stelle nach und nach Bretterhütten zur Verpflegung auch sonstiger verwundeten und kranken Kreuzfahrer traten. Als nun endlich die Flotte heimfuhr und viele Kranke ohne Schutz und Hilfe hatten zurückbleiben müssen, da vereinigte sich eine Anzahl wackerer Ritter, dieses nützliche Institut nicht untergehen zu lassen. Noch lange Zeit nachher, als der Deutschorden nach der Eroberung des jetzigen Königreichs Ost- und Westpreußen mit großen Reichen Krieg zu führen fähig war, verleugnete er doch diesen Ursprung nicht, denn die Ritter mußten immer noch in ihr Gebet die lieben Stifter einschließen, und obgleich sonst streng adelige Geburt gefordert wurde, hatten die Patrizier von Bremen und Lübeck stets Zutritt zu dem Orden.

Was die Engländer in unserer Zeit in Bezug auf ihre Kriegsflotte sind, das waren aber damals die Dänen und sonstigen Normänner, welche an den Küsten und auf den Inseln bis Island hinauf wohnten; denn nicht nur England und Frankreich verheerten und eroberten sie zum Theil, sondern selbst bis nach dem fernen Sizilien und bis zum griechischen Archipel dehnten sie ihre Raub- und Eroberungszüge aus. Im Kampf mit diesen mächtigen Gegnern erstarkte nun erst recht die deutsche Flotte, nachdem ein vorübergehender Versuch des Dänenkönigs, sich in Deutschland festzusetzen, durch die blutige Schlacht bei Bornhövd (22. Juli 1227) vereitelt war. Wie wichtig die Errichtung einer deutschen Flotte selbst dem einsichtsvollen Kaiser Friedrich II. erschien,

geht daraus hervor, daß er in dem ersten Frieden mit dem Könige von Dänemark (1224) diesen verpflichtete, 25,000 Mark löthigen Silbers an die Deutschritter zu Lübeck zu zahlen, behufs der Ausrüstung von 100 Kriegsschiffen zunächst für einen Kreuzzug.

Das Versprechen wurde aber wegen des wieder ausbrechenden Krieges nicht erfüllt. Die Noth gründete dann aber bald die eigentlichen Anfänge der Lübeck'schen Flotte. Vergebens versuchte nämlich einige Jahre später (1234) König Waldemar durch Versenkung von großen, mit Steinen gefüllten Schiffen, ja zuletzt sogar durch quer über den Fluß gespannte Ketten den Hafen zu schließen. Ein heimkehrendes Handelsschiff fuhr keck mit vollen Segeln gegen die Ketten, daß sie zersprangen, und die noch jetzt im Tauchen berühmten dortigen Fischerbuben befestigten Stricke an den versenkten Schiffen, so daß man sie Nachts wieder beseitigen konnte. Da eilte der König voll Grimms nach Hause und bald erschien auf der Höhe von Travemünde eine der glänzendsten Flotten, welche die Dänen noch je ausgesandt hatten; das Hauptschiff war schon so groß, daß es 400 Soldaten an Bord haben konnte. Die Bürger von Lübeck verloren aber nicht den Muth, sondern auf sechs Kauffahrteischiffen, welche sie inzwischen in obenerwähnter Weise zu Kriegsschiffen hergerichtet hatten, fuhren sie muthig dem dreimal stärkern Feind entgegen. Angesichts ihrer am Gestade des Meeres versammelten Angehörigen gelobten sie mit einem feierlichen Eide, daß sie als Sieger wiederkehren oder ihr Grab im Schooß der Fluthen finden wollten.

Mit ängstlicher Spannung harrten nun die am Ufer Stehenden vom Morgen bis zum spätem Abend der Entscheidung; endlich brach die Nacht ein, und immer noch sah man das dicke Gewühl der Kämpfenden sich von Bord zu Bord der fest aneinander geketteten Schiffe wälzen. Dichte Finsterniß verhüllte nach und nach Alles, aber in der Richtung des Kampfes wurde es stiller und stiller. Da leuchtete plötzlich als ein Siegeszeichen der Brand von fünf der größten dänischen Schiffe durch die Nacht; der König konnte sich nur mit genauer Noth retten; die Lübecker aber bohrten die kleineren der eroberten Schiffe in den Grund und führten das Admiralschiff mit einer Menge von Gefangenen im Triumph nach ihrer Stadt. Diese Gefahr und Sieg war ein Hauptgrund, daß 1241 Lübeck mit dem damals noch viel unbedeutendern Hamburg einen Vertrag schloß, auf gemeinschaftliche Unkosten eine Flotte und ein Heer auszurüsten, zu gegenseitigem Schutz, und um die Land- und Seeräuber, welche rings umher dem deutschen Handel gefährlich

wurden, zu vertilgen. Der Nutzen dieses Bündnisses leuchtete bald fast allen größern und kleinern Städten der Nachbarschaft ein, und so entstand das endlich mehr als 50 Theilhaber zählende Ostquartier des Hansabundes, welches bald allein, bald in Verbindung mit dem Nordwest-Quartier der Hansa, dessen Hauptstadt Köln am Rhein war, eine Reihe der glänzendsten Kriegsthaten ausführte.

F. Köse.

### Brief eines oberschlesischen Deputirten.

Liebe Frau.

Ich bin hür glücklich und Gesunt angekommen und freie mich von Thier stetts das gegentheil zu herren. Berlien is eine solche schene Stadt, das sich gar nicht Beschreiben lest, auch habe ich zweimal mich geirrt und unser Spiz hat sich auch nicht zurecht gefunden und muß den Hund einschiffen, wenn mir auch ein anderer Depertirter gesagt, das dieses eine Beschränkung der persennlichen Freiheit is, was ich mir ser zu Herzen neme. Der Kenig hat eine ser schene Rede gehalten und dabei einen Helmen aufgefesst, da die Kroone nicht mehr gut zu gebrauchen is. Ich wonen mit dem Josefz zusammen zur Mitte, wir haben eine Schlafstelle auf einen Monat außfindig gemacht, da eine Schamper Garnie zu theuer vor uns is, wir zallen nur einen Thaler Bier groschen. Der Josefz macht mir villen Kummer, da er bei dem Euler sein ganzes Gelt vertrinkt, was für einen Depertirten sich gar nicht schickt. Alles is hür ser theuer, aber ich schoone das Gelt nich, weil ich weiß, das ich es mit Recht verdinne, wegen der schweren Arbeit, die ich täglich habe. Ich esse auch schon Eis, was ser gut schmeckt, wenn man es einmal gewonnen is und habe bei dem Minister gesuppt und Schambagner getrunken, aber nich wie der Josefz, der ein Bierglas voll auf einmal außgesoffen und der sich so unanstendig aufgeviert, das es ein Skandal is, woriber ich in der Kammer auch antragen werde, in herauszuwerfen.

Wie Du aus den Zeitungen ersenn sizen wir rechts und links und in der Miethe. Ich sige links nebben einen Herrn aus Breslau, der mich

zu einem Glase Weißbier schon eingeladen hat und der bei mir einen Stein im Brette hat, weil er immer mir sagt, was ich thun soll. Bis jetzt habben wir noch nich viel ausgerichtet, denn wir wissen erst eine Ordnung haben und die rechte Saite trampelt so ser, daß man oft sein Wort nicht hörren kann, besonders wenn ein Herr von der Linken redet sind sie alle wie besessen und ich kann mich nicht genug wundern, daß solche anstendige Herrn, so vill Spektakel machen und statt das Maul, ihre Zisse gebrauchen, was doch nich schen is.

Ich habe auch schon geredet und ich stehe in den Zeitungen und alle haben gelacht, und selbst der Minister Hansemann, der ein ser gutter Mensch is, hat auch gelacht. Nächstens werden wir den Verfassungsentwurf beraten, das wird eine schwere Arbeit sein und wir werden mer zu tun bekommen, als wenn wir einen Stall ausmisten sollen, aber es wird schon gehn und es wird alles gut werden, und wider ruhig und ordentlich.

Gestern bin ich bei der Leichenfeuer in dem Friedenshain mit gewesen und ich habe mich ser gefreit über die Ruhe, die da is gewesen, alles ohne polizei und Schandarme und ich habe von dem Grafen Reichenbach eine Rede gehert, die da is ser schen und er is ein ordentlicher Mann und firt sich ser anstendig auf und is alles gelogen, was der Herr Landrat von ihm gesagt hat, daß er will eine Republic haben und das ganze Vaterland unglücklich machen. Aber er will nur dem gemeinen Mann wider helfen und das finde ich ser gut von ihm, aber der Herr Landrath will nur den gemeinen Mann unterdrücken und darüber will ich in der Kammer antragen.

Grüße mir die Kinder und wenn sie folgen, werde ich ihnen mitbringen und lasse die Kühe nicht zu viel Klee fressen, da sie sonst sich aufblähen, was ser schädlich ist und die Leute reinirt.

An den Seifensdoder werde ich nächstens schreiben, grüße denselben und alle übrigen Wallmänner und ich werde schon für den gemeinen Mann Sorge tragen.

## Der Pilger.

Ein Roman aus dem Holländischen

von

Hazenbroek.

Frei übersezt von W. C.

(Fortsetzung.)

### Viertes Kapitel.

Zwei Tage waren vergangen, der Sonnabend und der Sonntag, seit dem Vergnügen auf dem Gise waren es drei, und Ottilie hatte Josua nicht wieder gesehen; das war noch nicht geschehen, seit dem Tage, da sie bemerkt hatte, wie ein glühender Blick überall auf sie wartete, und ihr eine lange Gestalt nachschlich, sobald sie nur draußen erschien. Erst hatte sie darüber gelacht; nachher war sie ernster geworden, wenn sie zufällig das große schwarze Auge antraf, und endlich hatte sie dasselbe gesucht, wenn es ihren Blicken nicht sogleich begegnete. Dieß Letztere nun wollte bei einer Schönen, wie Ottilie war, recht viel sagen. Immer war ihre Schönheit ein Bild ihrer Seele; Ottilie van Waldemar hatte einen stolzen Geist. So war ihre Anlage gewesen, und ihre ganze Erziehung, durch die goldene Glückssonne bestrahlt, hatte jene bestrahlt. Ihr Verstand war hoch erhaben über den Verstand derer, die über sie gestellt waren; so nahm sie alles, was man sie lehrte, mit Zweifeln an, oder sie erweiterte es nach ihren eigenen Begriffen, und das nur gar zu sehr. Sie las viel, aber planlos, und so wurde ihr Geist mit allerlei Widersprüchen angefüllt; sie war eigentlich ein Räthsel für sich und für Andere. Heute wollte sie eine Königin sein und Alle beherrschen; morgen fand sie es größer, alle mögliche Erniedrigung zu leiden, und darunter sowohl trozig als kalt zu bleiben. Sie schwärmte nur mit ihrer Einbildungskraft, ohne daß das Herz dabei theiligt war. Das Herz hatte bei ihr noch wenig empfunden, und ihr Grundsatz war, es gebe in der Welt viel Gutes zu genießen, und es hänge von uns selbst ab, dieses Gute zu schmecken; aber der Mensch, sagte sie, muß größer sein als sein Schicksal, ja auch größer, als sein Herz. Als sie so sprach, hatte Ottilie noch niemand lieb gehabt,

aber vielleicht würde sie es auch dann noch gesagt haben.

„Es ist nur ein Jude,“ sprach sie halb laut, und warf den Pinsel fort, mit welchem sie auf den Rand ihrer Zeichnung ein Profil hingeworfen hatte, welches dem bewußten jungen Mann sprechend ähnlich sah.

Sie erhob sich aus ihrem Lehnstuhl und ging nach dem Plaze, wo ihre Hyacinthen unter der Sonne und der Zimmerwärme trotz des draußen liegenden Schnees dem Ausblühen nahe waren. Die rosenrothe *bien-aimée* hatte sich schon aufgethan, und blühte mit der schönen Wange, welche sie berührte, um die Wette, während Ottilie sich über die Blume hinbeugte, um ihren herrlichen Duft einzuathmen, aber die dunkelblaue *ami du coeur* war noch geschlossen.

„Warum muß diese Zwiebel immer zwei oder drei Blütenstengel treiben, und jene rosenrothe doch nur einen einzigen?“

„Sollte es wohl aus dem Grunde sein, weil auch alle Frauen gern mehr als einen *ami du coeur* haben?“ flüsterte ihr eine fremde Stimme leise in das Ohr.

Erschrocken wandte Ottilie sich um, und knickte mit ihrem Arm den hoch aufgeschossenen Stengel von einer dunkelblauen Hyacinthe. Zwei Hände wollten ihr behilflich sein, um die gefallene Blume wieder aufzurichten, aber Ottilie hatte sich von ihrer Bewegung erholt. Kalt und stolz wies sie den Beistand zurück. „Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte sie mit lauter Stimme.

„Wahrscheinlich bedeutet Ihre Frage, wie heißen Sie?“ bemerkte der Andere mit einem Zug um den Mund, der viel von einem spöttischen Lächeln hatte; „und ich möchte Ihnen antworten:

*Le nom ne fait rien à la chose.* Ottilie erröthete, während sie antwortete: „Doch so viel, mein Herr, daß ich Sie ersuche, mein Alleinsein zu berücksichtigen, und mich so gleich zu verlassen.“

„Ach, schönes Fräulein, es ist mir unmöglich, Ihnen gehorsam zu sein. Ihr Herr Vater hat mich hierher gewiesen, und mich ersucht, ich möchte mich selbst seiner lebenswürdigen Tochter vorstellen. Ich bekenne, daß ich einige Augenblicke Bedenken trug — ich fürchtete, Sie möchten vor

dem Mann erschrecken, den Sie in's Wasser springen sahen, und dessen Rettung Sie nicht angesehen haben.“

Ottilie schlug ihre Augen nieder und bückte sich, als hätte sie an ihren Blumen etwas zu besorgen. So halb von ihm abgewandt, sagte sie: „Ich wußte doch, ehe der Abend kam, daß Sie geborgen waren.“

Wie klärte sich das Gesicht des jungen Mannes nach diesen Worten auf, die mehr geflüstert, als gesprochen waren. „Sie waren also gezwungen, das Eis zu verlassen?“ fragte er befriedigt.

„Gezwungen?“ antwortete sie, und richtete den Kopf wieder empor. „Wer sollte mich gezwungen haben? ich wollte heimgehen.“

Er wandte sich nach der Wand und besah die religiösen Gemälde. „Ach,“ sprach er, „wie sehr werden wir, die wir dem einigen Jehovah dienen, von Euch verachtet, und man lehrt schon unschuldige Kinder zu sagen: „es ist nur ein Jude!“ Nicht wahr, schöne Dame?“

„Ihr habt gehorcht,“ sagte sie, ohne auf ihn zu hören.

„Ich hörte; war das meine Schuld? Die Tapetenthür war nicht fest zugemacht. Ihr Herr Vater schob mich hinein. Ich hörte, ehe ich Sie noch sah; warum war ich nicht taub. Hatte ich nicht genug an Ihrem plötzlichen Heimgehen zu tragen?“

„Ich mußte wohl!“ sprach Ottilie leise. „Mein Begleiter erkundigte sich angelegentlich nach Ihnen, und da —“

Ganz entzückt kam ihr der junge Mann näher. „Einer Ihrer Anbeter beneidete mich? O sagen Sie nichts mehr! Glücklicher konnten Sie mich nicht machen.“

Dennoch öffnete Ottilie wieder die Lippen, vielleicht um das Glück des Entzückten zu zerstören, aber ihr Vater trat ein, und sagte: „Ich hoffe, liebe Ottilie, Du hast dem Herrn die Zeit verkürzt, die ich ihn mußte warten lassen. Wollen wir jetzt in das Comtoir gehen, Herr Israeli?“

Josua verbeugte sich, und die Herren verschwanden, nachdem sie Ottilie begrüßt hatten. „Israeli, was für ein ächter Judenname!“ sprach sie, das Nässchen rümpfend, als die wollene Thür hinter ihnen zugegangen war. Einen Augenblick

nachher schien es ihr doch, es möchte wohl etwas Großes dabei sein, einen so eifrigen Juden zu befehlen, und darüber blieb sie noch lange im Nachdenken sitzen.

Van Meerveld kam, um sie mit dem Schlitten zu holen, aber sie hatte keine Lust auszufahren.

„Die Sonne scheint nicht,“ bemerkte Ottilie, und van Meerveld behauptete gleichwohl, sie schiene so hell durch die Scheiben wie je. Beide hatten Recht, denn jedes dachte an eine andere Sonne. Inzwischen fuhr van Meerveld fort, und Ottilie blieb zu Haus, um zu hören, wie zwei Männer im Hausflur Abschied nahmen, wie ihre Stimmen erklangen, und wie einer von ihnen schnell die Treppen hinabeilte. Ihr Vater kam wieder herein, nicht mehr so bleich, wie vorher, und er küßte sie auf die schöne Stirn.

„Ich wußte wohl, was ich that, da ich den Mann zu meiner Ottilie brachte, ehe ich ihn mit mir hinaufnahm. Ich danke Dir, daß Du ihn gut empfangst, liebes Mädchen.“

„Warum, Papa? Was geht Sie der Mann an?“ fragte Ottilie staunend.

„Du würdest das doch nicht begreifen, mein Kind! das sind Comtoirsachen. Jetzt kann noch Alles gut werden und bleiben; Du weißt's, daß ich dies für Dich wünsche. Vielleicht würde sein Auge heut früh zu scharf gewesen sein. . . Darum brachte ich ihn zu meiner Ottilie. Wer kann sie auch sehen, ohne geblendet zu werden?“

Ottilie fühlte sich beleidigt.

„Wenn so etwas je wieder geschieht, Papa. . . Ich will lieber Alles dulden, als mich zu einem Werkzeuge erniedrigt sehen; ich bitte Sie, das zu lassen,“ sagte sie mit festem Ton.

„Bah, was Erniedrigung! Comtoirsachen sind es, Herzchen, weiter nichts, und davon verstehen Frauen nichts. Apropos, ehe ich es vergesse, morgen ist Herr Israeli mit uns en petit comité oder en grand cercle, so wie Du es bestimmst.“

Ottiliens Herz klopfte. Der junge Mann, der gestern ihr noch so fern stand, sollte morgen mit ihr in ihres Vaters Hause essen! und was dachte er von ihr, was mußte er von beiden denken?

Wie frei hatte er sie an diesem Morgen an-

geredet, und doch auch wieder nicht dreister, als seine Augen schon längst gethan hatten. Und sie hatte die Sprache geduldet, und auch unwillkürlich beantwortet. Wie unvorsichtig hatte sie gehandelt. Sie erschrak selbst davor, daß jener Mann ihr plötzlich ganz nahe im engen Zimmeraume hatte erscheinen können. Er hatte hier nur die schon früher geführte Augensprache fortgesetzt, aber sie fühlte jetzt erst, wie viel sie dort draußen gemeint und gesagt hatten.

Den ganzen Tag war sie unglücklich und voller Pläne, wie sie den Fremden morgen empfangen sollte. Endlich beschloß sie, es sollte mit einem formellen Diner sein.

#### Fünftes Kapitel.

„Geh mit Gott, mein Sohn, und vergiß kein Werk nicht, während Du das meine verrichtest.“ So hatte der greise Israeli, Josua's Vater, zu dem Sohn gesprochen, der in Geschäften seines Handelshauses nach Holland gehen sollte, und die hebende Hand ruhte segnend auf der hohen Stirn, die sich vor dem Vater beugte.

Der alte Vater besaß in Josua einen Sohn von großen Anlagen. Schon früh glühte ein edleres Feuer als das der Fröhlichkeit in den kindlichen Augen, es war die Liebe für sein Volk und der Eifer für den Namen Jehovahs. Das Feuer wurde genährt durch die zarte Frömmigkeit seiner Mutter; der Sohn war ihr auf anhaltendes Bitten gegen alles Erwarten noch zuletzt von Gott geschenkt worden; sie betrachtete und erzog ihn, als müßte er zu etwas Großem bestimmt sein; dazu kam die strenge Gottesfurcht eines Vaters, der wohl scharfsichtiger war, aber doch auch ihre Erwartungen in Betreff des Kindes theilte. Josua's Vater war aus dem Stamm Levi entsprossen, und seine Familie gehörte zu den Ueberbleibseln derjenigen Israeliten, die lange Jahrhunderte hindurch zwischen dem Euphrat und dem Indus umhergeschwärmt haben. Josua's Großvater war nach dem herrlichen Spanien herübergekommen, wo seine Glaubensgenossen ruhig lebten; er hatte seinen Wohnort unter dem südlichen Himmel von Valencia genommen, in der

Hauptstadt von dem paradiesischen Königreich dieses Namens, in der Stadt mit dreihundert Thürmen. In dem himmlischen Landstrich, über welchen zugleich der Osten und der Süden ihre Blumen und Früchte austreuen, wo der Olivenbaum und die Granate blühen bei dem Hauch des Südostwindes, der von der See abgekühlt erquickend daherweht, wo das Zuckerrohr und der Palmbaum üppig emporstehen — da ließ sich der alte Ruben nieder. Hier wählte sein Sohn zur Frau eine Tochter aus Judas Stamm, dessen Geschlecht seit Jahrhunderten die spanische Gastfreierheit genossen hatte. Lange blieb das Ehebündniß von Josua's Vater mit der schönen Spanierin ungesegnet. —

Gott legte sicher in jedes Frauenherz das Verlangen nach dem herrlichen Muttersegne; aber Mispa war zudem eine Jüdin, und man weiß, welchen Preis jede Tochter von dem wartenden und hoffenden Volk Israel diesem Segen beilegt. Wie hatte sie gebetet, wie geweint, bis endlich ihr Wunsch erfüllt war, und sie Josua auf ihrem Schooß wiegte. Sie war da zu einer zweiten Jugend aufgeblüht, sie hatte die Harfe zur Hand genommen, und die dichterische Seele ließ sich vernehmen in Liedern der Erhöhung und Erfüllung, der Dankbarkeit und des Lobes für Jehova. Unter diesen Gesängen schlummerte das Knäbchen ein und erwachte dann wieder; und in den Gefühlen, welche sie ausdrückten, wuchs es auf. Die Mutter legte schnell das Gelübde ab, daß der zarte Knabe sich zum Nasträat\* verpflichten sollte, und dieser meinte, die Erfüllung werde ihm nicht schwer.

Josua zweifelte gar nicht daran, daß seine Trefflichkeit über Andere hervorragte. Glühte er doch von Eifer für Gottes Ehre, und er dichtete zum Preise Gottes die schönsten Lieder. Er war ja der ausgezeichnetste unter allen Zöglingen der Rabbinenschule, und verstand den Talmud besser, als sie alle. Er hoffte ja fester und bestimmter, als seine Zeitgenossen, auf das Kommen des Messias, und widmete seine ganze Zeit dem Betrachten von den Zeichen der Zeit. Unwiderstehlich war

\* Eine durch den Glauben gebotene besonders strenge Lebensart.

er, wenn er seinen Brüdern vorhielt, wie die Juden jetzt wieder als ein Volk auflebten, wie auch das Land der Verheißung anfangs frei zu werden; er leitete daraus die Gewißheit ab, daß die Tage von der Pilgerschaft des Volkes zu Ende gingen, und die Zeit sei nahe, da sie den Grund ihrer Väter in Besitz nehmen würden. Seine Ueberzeugung beseelte Alle; sie erhoben sich wieder, der Geist des Verlangens erwachte in der vollen Brust. Aber wie sollte diesem Verlangen genügt werden? Vieler Augen sahen auf Josua, und dieser verpflichtete sich, wenn er seines Vaters Geschäfte verrichtet haben würde, wollte er nach dem ersehnten Osten ziehen. Da wollte er mit den Juden in Palästina berathschlagen, und sich vereinigt mit ihnen an den Pascha wenden, um vorläufig von diesem die Freiheit zu erlangen, daß er die Schaaren von Israel, welche über die ganze Welt zerstreut waren, nach dem heiligen Lande sammeln dürfte, und so sollten sie dann als ein Volk fortbestehen. Alle diese Dinge wollte Josua verrichten, wie er den Seinigen feierlich gelobte; er wollte sie mit den Pilgern vereinigen, die noch stets um die Ufer des Euphrat herschwärmen; so wollten sie in das Land ziehen, und dort den Messias erwarten, denn nach den Propheten sollte dort sein Reich anfangen, um sich hernach über die ganze Erde auszubreiten.

Wer sich selbst vertraut, erlangt leicht das Vertrauen Anderer; dies ist das ganze Geheimniß von der allgemeinen geistigen Bewegung.\* Josua wollte, Josua konnte Alles; nach seiner eigenen Ueberzeugung war er ein Auserwählter Gottes schon vor seiner Geburt. In allen Träumen sah er die herrliche Zukunft gegenwärtig. Er wurde bestärkt durch die Alten seines Volkes, auch durch seine eigenen Aeltern, und man erwartete alles Heil von ihm. So zog der junge Mann aus der spanischen Halbinsel aus.

\* Darum schwingt sich meist nicht sowohl die wahre männliche Tugend, nicht die Kraft des Geistes, als vielmehr die Kraft der Arroganz, zu Volksführern auf. Das Volk läßt sich, namentlich in aufgeregten Zeiten, von ganz jämmerlichen Subjecten lenken, wenn diese ihm mit ihrer Frechheit zu imponiren wissen. —

(Fortsetzung folgt.)

## F e u i l l e t o n .

**Altenburg.** Das kleine Altenburg, Stadt und Land, hat plötzlich durch seine republikanischen Bestrebungen und durch seine offene republikanische Adresse an das Parlament in Frankfurt Aller Augen auf sich gezogen. Die Adresse ist zahlreich unterschrieben, namentlich von Bauern, von Vielen jedoch leider in der Meinung, es handle sich nur um eine Ergebenheitsadresse an die Nationalversammlung. Viele wollen zwar die Republik, aber zugleich ihren Herzog beibehalten. „Wir sind von der Regierung so oft betrogen worden, wer steht uns dafür, daß wir es nicht wieder werden,“ hört man die Bauern sagen. Das nur zu begründete Mißtrauen gegen die alten Regierungen ist's, was den Republikanern aus Grundsatz die meisten Anhänger zuführt. — In Wintersdorf bei Altenburg drangen Bauern dem Patrimonialrichter die Akten ab und legten sie unter Siegel.

**Berlin.** Friedrich Hebbel's neuestes Drama: Julia kommt nächstens im Schauspielhause zur Aufführung. Das nackte Elend des Lebens, das Klobige der Vorurtheile, der ganze Jammer unserer menschlichen Schwäche sind auch in diesem Stücke, wie in Maria Magdalena, mit aller Schärfe der Zeichnung und der glühenden Lebendigkeit der Farben hingestellt, die des Dichters großes Talent sind. Es ist Wahrheit, aber keine poetisch gemilderte, noch verschönte Wahrheit. Es ist die Wahrheit des Elends, welche das Pfaffenthum, die Gewalt und der Mammon so gern eine elende Wahrheit nennen, weil sie ihnen fortwährend mit Ruthen in das freche Antlitz schlägt und ihre nur auf Lüge beruhende Existenz bedroht. Der Inhalt von Hebbel's Julia ist: Julia's Leben kostete der Mutter den Tod. Der Vater, der seine Gattin liebte, haßt darum die neugeborene Tochter. Doch je mehr das Mädchen heranwächst, um so mehr wird sie im Aeußern und im ganzen Wesen das Ebenbild der verstorbenen Mutter. Dies besänftigt immer mehr den Haß des Vaters, bis dieser sich endlich gar in glühende Verehrung für die Tochter umwandelt. Was diese thut, darin steht er, wie es auch seine Gattin würde gethan haben. Julia sieht einen Mann auf der Straße, dann in der Kirche. Es entspinnt sich ein Liebesverhältniß, dessen Folgen sehr bald unter Julia's Herzen lebendig werden. Sie schildert das Gefühl der Mutter bei der ersten Lebensregung des Kindes.

Der illegitime Vater ist verschwunden. Endlich giebt er Nachricht: Julia soll ihn an einem angegebenen Orte finden. Sie entflieht und kommt dahin, wo sie ihren Geliebten finden soll. Ihr Harren ist vergebens. Verzweiflung ergreift sie. Da begegnet ihr ein Bagabond. Diesen weiß sie zu gewinnen, der Art, daß er ihr in das Dunkel eines Waldes folgt und sie dort ermorden will. Sie will sterben, scheut aber den Selbstmord. Da der Mörder den Dolch gegen sie zückt, stürzt ein Mann aus dem Gebüsch und hält den tödtenden Arm zurück. Dieser unwillkommene Retter ist ein Graf, der das Leben bis zum Ekel genossen. Er nennt sich selbst einen durch und durch Verwessenen, der nur noch gut dazu, ein Feld zu düngen. Julia jammert ihm ihr Elend vor. Er bietet ihr seine Hand, sie von Schande zu befreien, und will ihr Kind adoptiren. Er verlangt weder Liebe, noch sonst die Erfüllung irgend einer Gattin-Pflicht von ihr. Der Graf ist so abgelebt, daß ein Glas ist seiner Hand zittert und herabzufallen droht. Ein Diener, den er als Erben eingesetzt, sieht sich schon in seiner Habsucht so sicher im Besitze des gräßlichen Vermögens, daß er es als eine Schmälerung seiner Gabe beklagt, wenn das Glas aus des Herrn Hand fiele und zerbräche. Diesen Grafen heirathet Julia. Als sie mit ihm in's Haus ihres Vaters heimkehrt, findet sie dort einen Sarg ausgestellt. Wer liegt hier todt? — fragt sie einen ihr fremden Wächter. Man nennt ihr den eigenen Namen. Erschütternde Scene. Der Vater, um die Schande der Flucht seiner Tochter zu vermeiden, hat ausgesprengt, sie sei krank, habe eine ansteckende Krankheit, so daß Niemand zu ihr dürfe. Endlich hat er ihren Tod bekannt gemacht. — Der Gräfin Julia erscheint plötzlich der Vater ihres noch ungeborenen Kindes. Er hat sie mit seinem kommen wollen nicht betrogen. Er konnte nicht kommen. Er entdeckte sich ihr als ein berühmter — Räuberhauptmann. Seine Bande hat seine Liebe zu Julia entdeckt, hat gemerkt, daß er seinem Bubenhandwerk Valet sagen und sie heirathen wolle. Darum hat sie ihm eine Wunde beigebracht, daß er viele Wochen auf dem Krankenlager zubringen mußte und nicht fort konnte. Julia's Liebe zu ihm erwacht wieder, da sie fast erloschen war. Aber auch ihr Gatte ist jetzt von Liebe zu ihr entflammt. Doch nimmer will er seine Rechte, deren er sich durch ein Ehrenwort entschlagen, geltend machen. Julia, seine Gattin,

soll sich ihm freiwillig ergeben, wo nicht, will er als Gatte entsagen. Da zeigt sich Julia's Geliebter in einer Scene mit dem Grafen in der vollen Gemeinheit seiner Banditen-Natur, der Graf dagegen in der Größe eines edeln Wesens, das im Sturme wüster Leidenschaften noch den gediegenen Kern bewahrt hat. Da erklärt Julia, daß sie den Banditen nicht ferner lieben könne, weil sie ihn nicht achte; daß sie des Grafen Gattin, nicht lediglich seine angetraute Frau sein wolle, ihm fortan mit Verehrung und Liebe ergeben. — Welch reicher, gewaltiger, schroffer Stoff. Die Philisterosität wird wieder über Unsittlichkeit schreien! — Allein die volle Wahrheit zeigt sich nie anders als nackt, und das ist nach spießbürgerlichen Begriffen ein für alle Mal unsittlich. Heibel wählt stets zu seinen Stoffen das Tragische des Spießbürgerthums. Er ist der geniale Maler der Nachtseiten des bürgerlichen Lebens. Könnte Heibel diese Stoffe zur Schönheit erheben, so würden seine Schöpfungen den Stempel der Classicität tragen. Aber dieser Dichter giebt uns nur die wilde Natur, nicht die milde Kunst. Daher erschrickt die Schwäche vor seinen Schöpfungen.

\* \* Man ist mit der Vielredigkeit und Nichtsthuererei der Volksvertreter hier dermaßen unzufrieden, daß man sagt: es sei nöthig die Deputirten auf Accord arbeiten zu lassen; mit Tagelohn verdienen sie ihr Brot nicht.

\* \* Das Monopol des Hofkomödienspiels hat aufgehört: es sind jetzt sieben Vorstadt-Theater eröffnet.

\* \* Der Hofprediger von Sydow, der, um Deputirter zu werden, mit Emphase von den Barrikadenkämpfern sprach, hat, gegen die Anerkennung der Revolution gestimmt. Als er aus der Sitzung kam, drängte ihn das Volk der Art, daß er erdrückt worden wäre, wenn sich nicht ein kleiner junger Mann seiner mit den Worten angenommen hätte: Herr Prediger, ich verachte Sie zwar, doch ich will Sie retten! — Wird es Herr von Sydow fernerhin noch wagen, von der Kanzel herab der gläubigen Gemeinde das Wort des Gottes der Wahrheit zu verkünden?

\* \* Bei einem Ständchen, das dem französischen Gesandten Arago gebracht wurde, sprach er u. A. folgende bedeutungsvolle Worte: Sie werden es natürlich finden, daß ich nicht die Anmaßung habe, als bezöge ich die Theilnahme, mit der Sie mich in diesem Augenblicke beehren, auf meine Person. Ich habe keine Ansprüche darauf, nehme sie jedoch für mein Vaterland an, dessen

Repräsentant ich bei Ihnen bin, und für das französische Volk, das Sie durch Ihren Zuruf begrüßt haben. Die Politik der Dynastien hat aufgehört, es beginnt die Politik der Nationen. Kriege zwischen civilisirten Völkern sind fortan unmöglich: die Nationalitäten werden sich nicht mehr hassen. Frankreich und Deutschland haben sich nie gehaßt, nur die Fürsten sind Feinde gewesen. In der gegenwärtigen Zeit können kleinliche Interessen nicht mehr ein Volk gegen das andere bewaffnen, und Sie werden wissen, daß meine Sendung keinen andern Zweck, als den des Friedens hat. —

\* \* Im Volks-Club ist der Vorschlag gemacht worden: so lange die Revolution von der Nationalversammlung und der Regierung nicht anerkannt sei, die Steuern zu verweigern. — Das heißt ächt praktisch den Nagel auf den Kopf treffen.

\* \* Ein Dampfboot: Die Constitution, fährt vor das schlesische Thor zur Badestelle. Die Constitution bringt daher lauter Männer zurück, die sich gewaschen haben. —

\* \* Für die Verwundeten und Hinterbliebenen der Märzhelden sind durch Privatgaben bereits über 200,000 Thaler eingegangen.

\* \* Simson schon war seines Räthsels nicht sicher, da er sich einer Frau anvertraute. So ist auch das Räthsel, wer Carl Zwenghahn sei, verrathen worden, dadurch, daß dieser heimliche Shakespear heirathete. Er heißt Ernst Raupach. Dank der pseudonymen A. B., Fräulein Pauline Werner, jetzigen Frau Dr. Raupach, daß wir uns über den Verfasser der Tiphonia nicht mehr den Kopf zerbrechen dürfen! —

\* \* Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß in dem neuen Ministerium die drei adeligen Minister: von Camphausen, von Schwerin und von Arnim, bis jetzt nur durch ihr eigenfinniges und hochmüthiges Wesen im Volke die Sehnsucht erregt, daß sie recht bald gestürzt werden möchten; während die beiden bürgerlichen Minister: Hansemann und Bornemann, jeder den Mann gezeigt und sich durch Thätigkeit, durch rasche Abhilfe von Mißverhältnissen und durch Humanität die allgemeine Achtung erworben haben.

\* \* Da es jetzt mit den Wunderkindern als Virtuosen nicht mehr geht, haben sich einzelne Eltern darauf gelegt, Kinder von zwei, drei bis fünf Jahren zu Volksrednern auszubilden.

\*\*\* Nachdem die Nationalversammlung, durch Schuld des Ministerii, die Berliner Revolution nicht anerkannt, prangte folgendes Placat, ein Meisterstück logischen Scharfsinns, von Held, und von einer Anzahl Bürger mitunterzeichnet, an den Straßenecken: Das Ministerium hat die Ehre der Krone verletzt!! Das verantwortliche Ministerium und die Majorität einer Nationalversammlung, welche auf seine Anordnung aus indirekten Wahlen unter der Leitung von Beamten des alten Systems hervorgegangen ist, haben sich durch Nichtanerkennung der Berliner März-Revolution eines Verraths schuldig gemacht: 1) an der Ehre des Berliner Volkes, das die Revolution machte; 2) an der Ehre der Berliner Bürgerwehr, die der Revolution ihre Waffen verdankt; 3) endlich an der Ehre der preußischen Krone, welche durch die Revolution zur Zusicherung einer Verfassung gezwungen worden ist. — Um die Revolution nicht anzuerkennen, sagt man: daß die königlichen Zusicherungen schon vor der Revolution proklamirt worden seien. Man täuscht hierin das Volk. Denn wenn auch jene Zusicherungen wirklich schon am 18. März proklamirt worden waren, so hat doch die Berliner März-Revolution bereits am dreizehnten März begonnen, ist während der Tage bis zum 18. März durchgekämpft worden und hat in dem Kampfe des 18. und 19. März nur ihre Vollendung und Besiegelung erhalten. — Die Krone ist durch die revolutionären Kämpfe vom 13. bis 17. März zur Zusicherung einer Verfassung auf der breitesten Grundlage gezwungen worden. Denn wäre sie dies nicht, so hätte die Krone das feierliche Gelübde der Thronrede vom 11. April 1847, wonach sie erklärte: daß niemals zwischen ihr und ihrem Volke eine Verfassungs-Urkunde stehen solle — freiwillig verletzt. — Dies aber würde die Ehre der Krone verletzen. Sie kann nur dann als unbefleckt gelten, wenn sie durch unüberwindliche Gewalt, d. h. durch eine Revolution, gezwungen worden ist, von diesem feierlich gegebenen Worte abzugehen. — Da nun aber das verantwortliche Ministerium und die Nationalversammlung erklärten: daß die März-Kämpfe keine Revolution waren, daß also durch diese Kämpfe die Krone nicht gezwungen worden ist, Preußen eine Verfassung zu geben: so erklären sie dadurch die Krone für wortbrüchig! — Das verantwortliche Ministerium hat also die preußische Krone befleckt; es ist für ein constitutionell gesinntes Volk — unmöglich geworden. Wir beantragen seine Entsetzung. —

\*\*\* Nachstehendes Pasquill ist hier erschienen. Als Verfasser bezeichnet man den Verstorbenen: An Georg Herwegh, den Verfasser des Gedichtes: „Der Freiheit eine Gasse.“ (Siehe Gedichte eines Lebendigen S. 64.)

Einft sangest Du vom Winkelried,  
Wie er, den Weg zu bahnen,  
Hervor sich warf aus Reih' und Glied  
Kühn auf des Feindes Fahnen.  
„Dir, Gott, befehl' ich Weib und Kind,  
Die ich auf Erden lasse.“  
So sprach er, und brach hochgestimmt  
Der Freiheit eine Gasse.

Du priesest laut den Rittersmann  
Ein schmetterndes Gewitter;  
Und sangst mit tapferm Muthe dann:  
„D wär' ich solch ein Ritter  
Auf stolzem Roß von schnellem Huf,  
In schimmerndem Kürasse  
Zu sterben mit dem Donnerruf:  
Der Freiheit eine Gasse!“

Und steh, der Wunsch ward Dir gewährt:  
Dort steht das Heer der Streiter;  
Man bringt Dir auch ein stolzes Pferd,  
Es fehlt ihm nur der Reiter —  
Du führtest selbst die Schaaren zu,  
Sieh Deines Volkes Masse —  
Im Wagen sitzend, suchest Du  
Der Freiheit eine Gasse?

Da knallt die erste Büchse los,  
Es fährt Dir in die Glieder;  
Du sinkst der Frau in ihren Schooß,  
Sie deckt Dich mit dem Nieder —  
Und als die zweite Büchse knallt,  
Wirfst Du, wie eine Feder,  
Die hohe Winkelried's-Gestalt  
Unter das Wagenleder.

„Rasch, Schwager, fort in vollem Zug;  
Hier giebt es eitel Wunden —  
Als jener tolle Schweizer schlug,  
War Pulver nicht erfunden!  
Und fort ging's über Stock und Stein,  
Im Wagen lag der Blasse;  
Der Postillion brach querselbein  
Der Feigheit eine Gasse.“

O Winkelried, o Winkelried!  
Du, eitler Worte Rächer,  
Von Muth klang Deines Sängers Lied,  
Er selber ist ein Schächer.  
Gewaltig tritt der Schritt der Zeit,  
Sie prüft der Geister Masse,  
Und bricht durch freche Eitelkeit  
Der Wahrheit eine Gasse.

\*\*\* Der Prinz von Preußen ist von der hohen Schule, nach einem flüchtigen Aufent-

halt in London, heimgekehrt; er habe, sagen die Engländer, auf der Universität England Freiheit studirt. Die Times geben ihm das Abgangstestimonium, er habe seine Zeit sehr gut (?) angewendet und große Fortschritte gemacht. Bei den Professoren dort, Louis Philipp, Metternich, Guizot, Carl von Braunschweig u. s. w. ist etwas zu lernen. Auf der Heimreise hat der Prinz in dem Nachtquartier noch ein Praktikum über Constitution in Belgien gehört.

\* \* Es geht zu Ende mit jener gottvergebenen Diplomatie, welche schamlos aussprach:

Nützt euch Böses, so ist's recht,  
Schad't euch Gutes, so ist's schlecht;  
Wer da schwach ist, sei euer Knecht,  
Mit dem Starken nicht leicht brecht!  
Also lehrt das Völkerrecht.

**Boston.** Ein nordamerikanisches Blatt enthält die Anzeige: „Unterzeichneter macht hiermit bekannt, daß er bereit ist, nach Umständen Uhren zu repariren, Vorlesungen über Schädellehre zu geben, bei Betversammlungen im Freien zu predigen, die Kühe und Ziegen zu melken, gerichtliche Documente auszufertigen, über Mäßigkeit und Enthaltensamkeit Vorträge zu halten, Muscheln und andere Conchylien zu suchen; auch wird er keinen Anstand nehmen, Kinder zu wiegen, oder ein Zeitungsblatt zu redigiren.“

**Breslau.** In diesen Tagen prangte an allen Straßenecken ein Zettel mit großen Lettern, welcher eine Versammlung der Reactionäre im Saale des Ständehauses anzeigte. So weit geht die Schamlosigkeit des deutschen Knechtstums, daß man seine Dummheit und Schande selbst an den Branger schlägt. In Berlin ein Denuncianten-Club, unter Anführung von Liedtke und Plümcke (wer sonst noch diese Namen führt, sollte sie ablegen!), in Breslau ein Club von Reactionären! Diese gaben auf dem Zettel als Tagesordnung an: 1) Wiederherstellung des souveränen Königthums; 2) Dankadresse an den Prinzen von Preußen; 3) Aufhebung der Bürgerwehr. — Allein — Dummheit, du siegst — nicht, und die Freiheit wird nicht unterliegen und diese Söldlinge der die Würde des Menschen zertretenden Tendenzen mit einem mitleidigen Achselzucken laufen lassen.

**Frankfurt a. M.** Die Didaskalia enthält: Pfingst-Gedanken im Jahre 1848, von J. Pirazzi: Wem schlägt das Herz nicht freudig an diesem schönsten aller Feste! Wer stimmte nicht mit ein in den Hosanna-Ruf der beschwingten

Sänger, die aufwärts schwebend, dem Schöpfer ihr Loblied darbringen für seine herrliche Schöpfung. — Weihnachten ist der Stern des Winters, dessen milder Glanz die Schnee- und Eisdecke lieblich erheit und mit geistigen Blüten und Blumen schmückt. Die Christbaumkerzen sind die freundlichste Winterbeleuchtung. Aber Pfingsten ist das sonnige und wonnige Fest des Frühlings und des Sommers, der warme Hauch eines frischen pulsirenden Lebens. Die Natur feiert ihren Geburtstag und hält ihre alljährige große Blumen- und Pflanzenausstellung. Wie eine holde Braut ist sie geschmückt und ausgestattet mit allen Reizen der Jugend und der jungfräulichen Anmuth. Wer fühlte da, wenn er die Liebliche anschaut, wenn er in ihr tiefblaues, klares Auge blickt, sich nicht gehoben und erquickt, auch wenn Lasten ihn drücken; wessen Wunde hörte nicht auf zu bluten, wenn die Balsamdüfte von Tausend und abermal Tausend Blüten und würzigen Kräutern hineinströmen und ihre heilsame Wunderkraft bewahren, und welcher Glückliche empfände nicht höheres Glück in diesem äußeren Abglanz seiner inneren Seligkeit! Alles athmet ja Friede und Freude und erhabene Ruhe. Nur diesmal ist es anders. Eine unheimliche Beflommenheit hat sich der menschlichen Gemüther bemächtigt und lastet auf ihnen wie ein drückender Alp; ein furchtbarer Ernst wirft seine dunklen Schlagschatten auf die blühenden Auen, schwere, unheilverkündende Wetterwolken umschleiern den Horizont. Der Sinn für die Schönheit und die Herrlichkeit der Natur scheint erloschen. Und woher Das? Ich will es euch sagen. Der Baum der Freiheit ist emporgewachsen in diesem Frühling, plötzlich, unerwartet, mächtig sich ausbreitend, furchtbar schön, und in sein Anschauen versunken, ihn allein anstaunend, achtet man nicht, was sonst wohl das Auge fesselt und das Herz erquickt. Alles schaart sich um diese Wunderpflanze, begrüßt sie mit Jubel, beeifert sich, sie zu hegen und zu pflegen, damit sie fest wurzele in dem vaterländischen, ihr noch etwas fremden Boden. Aber die Gärtner wurden bald uneinig. Die Einen wollen eine Treibhauspflanze aus dem jungen Baume machen. Raub aus der Erde emporgeschossen und mit Blättern sich schmückend, soll er auch schon blühen und Früchte tragen, und sie scheuen sich nicht, ihn mit Blut zu düngen, um seine Frühreise zu bewirken. Die Andern möchten ihn gerne verkrüppeln, sein Wachsthum zurückhalten oder wohl gar ihm die Wurzel tödten. Wieder Andere begnügen sich damit, sein kräftiges gesundes Gedeihen dem sichern Gang der Natur zu überlassen, und nur die Schmarozzerpflanzen

und das giftige Ungeziefer sorgsam von ihm zu entfernen. Jeder glaubt aber, er allein besitze das rechte Mittel zu seinem Glor und zu seiner Größe. Beklagenswerther Irrthum! Bei diesem unheilvollen Zwiespalt wird der Baum am ersten absterben oder falsch blühen und keine Früchte tragen. O möchten die Pfleger, die mit dem Gedeihen des jungen Sprößlings es redlich meinen, sich doch friedlich verständigen, sich verstehen an dem herrlichen Pfingstfeste, auch wenn sie in verschiedenen Zungen sprechen, sich vereinigen zu gemeinsamer Wartung, und einen innigen Bund mit einander schließen. Möchte der heilige Geist der Bruderliebe, des Vertrauens und der Eintracht sich über sie ergießen, und möchten sie dagegen von sich austreiben die finstern Dämonen des Partehasses, des Mißtrauens und der unseligen Zwietracht. Das wäre die schönste und würdigste Pfingstfeier. Aber weh' uns, wenn wir nur durch das rothe Meer des Bürgerblutes in das gelobte Land der Freiheit einziehen sollen, und weh' denen, die sich die Schuld davon beizumessen haben! Von ihnen gilt, was Schiller, der freiheitglühende Dichter, einst gesungen:

Weh' denen, die dem ewig Blinden  
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n,  
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden  
Und äschert Städt' und Länder ein.

\* \* Am 3. Juni starb der Verfasser des alten Borjerkapitäns und der Hampelmanniaden, Malß, Musikdirector des hiesigen Theaters.

**Gleiwitz.** Der Chespräsident v. Bückler tritt als unberufener Censor auf und erklärt im Post-Gleiwitzer Kreisblatt, er werde alle Druckfachen, die nur im entferntesten gegen den berüchtigten §. 151 des preussischen Landrechts verstießen, nämlich wie frecher Tadel oder Erregung von Mißvergnügen ausgelegt werden könnten, auf's strengste ahnden. — In einem freien Staate hat keine Behörde den Verus, das entwürdigende Geschäft der Denunciation auf sich zu nehmen.

**Köln.** Nirgends spürt man das Stocken des Handels und der Gewerbe mehr als am Rhein. Trotz des Parlaments in Frankfurt bleiben die Reisenden aus, die Dampfschiffe haben keine Passagiere, die Eisenbahnen kommen kaum auf ihre Betriebskosten, Gras wächst in den Häfen. Schnelle Hilfe thut Noth. Das Verlangen nach einem ausführlichen Nachweis, wohin die ungeheuern Steuersummen der 33 Friedensjahre gekommen sind, wird immer dringender.

**Leeds** (Großbritannien). Dickson D'Baddy, Chirurg, Landsmann des großen Agitators, dessen Gewerbe es ist, mit sogenannten „unempfindlichen“ Kindern umherzuziehen, d. h. Kinder, die sich ein Messer in das Fleisch stoßen oder die Hände über glühende Kohlen halten, ohne irgend ein Zeichen von Schmerzgefühl zu äußern, erschien auch in Leeds. Die Kinder stießen sich Messer in die Arme, das Blut floß heraus, aber sie äußerten durchaus keinen Schmerz. Er hatte ungeheuren Zulauf; aber eine Frau Jackson aus Wakefield ließ den Gaukler verhaften und klagte ihn an, er habe ihr Kind umgebracht. Der Leichnam des siebenjährigen Knaben lag vor den Geschwornen. Der Gaukler selbst erzählte mit frecher Stirn: Die Frau hat mir ihr Kind vermietet; ich miethete in allen Städten solche Kleine. Ich sagte ihr: die Wunden, welche ich den Kindern beibringe, welche bei mir arbeiten, sind durchaus nicht gefährlich, wenn die Kinder selbst gesund sind; haben sie aber einen Fehler im Blute, so können sie daran sterben. Bedenken Sie wohl, ich gebe Ihnen fünfzig Guineen für den kleinen William, aber wenn er krank ist, stehe ich für nichts. — Das Kind war scrophulös. — Auf die Frage, wodurch er Schmerzlosigkeit herbeiführe, antwortete Dickson: die Kinder müssen Seife essen; dies stumpft die Nerven ab und verhindert allen Schmerz. — Die Klägerin gestand zu, daß ihr Kind scrophulös gewesen, versicherte, sie sei durch die äußerste Noth gezwungen worden, in den Handel einzugehen und verlangte 300 Pfd. St. Schadenersatz. Die Zeugen sagten aus, daß das Kind wirklich mit Lächeln sich öffentlich mehrmals in den rechten Arm gestochen habe. Die Geschwornen fanden Dickson schuldig, und er wurde zu zehnjähriger Deportation und 500 Pfd. Sterl. Strafe verurtheilt. — Und ich, die Mutter des Geopferten, soll nichts erhalten? — fragte die Mutter. — Sie, — antwortete der Richter, — verdienen nur die Verachtung des Publikums, denn Sie sind Schuld an dem Tode Ihres Kindes. —

**London.** Dahlmann giebt folgende Schilderung der englischen Regierungsverhältnisse: Das heutige England krankt an seiner übelgelungenen Kirchenverbesserung, an seinen Armenlasten, seinen Fabrikdistriken und den Nachwehen seiner Korngesetze, an seiner Staatsschuld, an den Veraltungen seiner Gesetzgebung im Privat- und Strafrecht, an seiner Colonialgröße, und vor Allem an seinem Irland; allein seine Verfassungsorgane waren nie gereinigter, als jetzt, und sie haben die Frische ihrer Kraft bereits durch erfolgreiche Angriffe auf mehre dieser Uebel bethätigt.

Das britische Parlament hat sein inneres Gleichgewicht gefunden, und einem klaren Verhältnisse desselben zum Königthum, welches der Lehrstaat des aggregirenden Mittelalters nicht recht aufkommen läßt, steht länger nichts im Wege. Der Schritt des Ueberganges zum mehr einheitlichen Staatswesen, wohin die Gegenwart drängt, ist gethan, und eine Reihe von tief in die Verwaltung eingreifenden Umbildungen kündigt sich unabwendbar an, welche, wenn es damit gelingt, keinesweges, wie befürchtet wird, der königlichen Macht Abnahme droht, wohl aber mancher Körperschaft die Auflösung ihrer Selbstständigkeit und dem ganzen Gemeindeleben eine andere Stellung gegen die Regierung verkündigt. Das altständische Mitregieren und Mitverwalten, welches die ständische Krankheit des Mittelalters ist, findet keine Stätte mehr; die Uebereinstimmung beider Häuser wird sich der Regierung gegenüber zu einer der Hauptsache nach moralischen Macht gestalten, die nur in dem Falle unwiderstehlich ist, wenn sie von dem Beifalle des aufmerksamen Volkes unterstützt wird. Das Parlament nannte sich von jeher nur allmächtig, insofern der König einen Theil desselben ausmachte, und alle drei Zweige der Gesetzgebung zusammenstimmten; aber es wird von nun an mehr als je noch auf eine vierte Zustimmung horchen. Wohl lag es in dem ganzen Bildungsgange der neueren Völker, daß der Staat lange Zeit unvermögend war, den Reichthum des Mittelalters an Lebensformen bis zum klaren Bewußtsein der Mittel und Wege zu durchdringen, durch welche Regierungsmacht und Volksfreiheit in eine Ehe ohne Scheidung treten. Daher in so vielen landständischen Geschichten das Mißtrauen der auf Bedingung gestellten Huldigungen (y si no, no.), das unmittelbare Eingreifen der Stände in die auswärtigen Angelegenheiten, in die Landesverwaltung, besonders in das Kasernenwesen, und überhaupt jenes im Ganzen mehr Standes- und Corporations-, als Staats-Leben, welches an Körperschaften und Gemeinden die Unabhängigkeit stückweise verleiht, an welcher der Staat darben muß, und unveräußerliche Staatsgewalten an den Privatbesitz verschleudert. Wenn England durch den eigenthümlich organischen Grundbau seiner Verfassung und sein bedeutendes Leben nach Außen, vielen dieser Klippen glücklicher entging, so konnte es doch den großen Erfindungen nicht zuvorkommen, welche erst seit den letzten Menschenaltern eine volle Deffentlichkeit der Staatsverwaltungen möglich machen, und eine Volksversammlung der Geister, die einzige gegenwärtig anwendbare, deren Lebenslust die rasche Schriftverbreitung ist, um die Staatsverfassung versammeln.

**München.** Während in Preußen ein Herr von K a m p f, der Herosstratos der Farben Roth, Schwarz, Gold, sich nicht entblödet, 14,000 Thaler Pension zu ziehen; ein Herr von S a v i g n y ein Vierteljahrsgehalt von 3000 Thalern am 16. März d. J. vorausgenommen und nicht zurückgezahlt hat; der überreiche Hofbuchdrucker Herr Decker die Pension seiner Frau, gebornen von S c h ä z e l, mit 2000 Thalern jährlich einscharrt, — höre man, wie ein Dr. E i s e n m a n n handelt, dem der Staat das Verbrechen, das er an ihm verübt, mit all seinen Krongütern nicht wieder gut machen kann! Eisenmann sollte für die Verluste entschädigt werden, die er durch seine Verurtheilung und Einkerkelung erlitten. Höchst mäßig veranschlagte er die Summe von 37,000 Fl., erklärte aber, daß er in keinem Falle eine größere Entschädigungssumme annehmen werde, als zur Deckung seiner Existenz und zur Sicherung gegen Entbehrung, im Falle von Arbeitsunfähigkeit nöthig sei; wozu er 12,000 Fl. für ausreichend erachte. Dabei sprach er den Wunsch aus: die Staatsregierung möchte 10,000 Fl. zur Gründung einer deutschen Flotte und den Rest von 15,000 Fl. zum Besten brotloser Arbeiter verwenden.

**New-York.** Der reichste Mann vielleicht der ganzen Welt, Johann Jakob Astor, ist jüngst, 85 Jahre alt, mit Tode abgegangen. Astor war in dem badischen Dorfe Waldorff bei Heidelberg im Jahre 1763 geboren und ist 1784 als ein armer Gesell nach Amerika gekommen. Auf der langen Seereise, die über vier Monate gedauert hatte, war er von einem Landsmann be-redet worden, dessen Profession, das Kürschnerhandwerk, zu erlernen, und dies begründete sein Glück. Er hatte sieben Flöten und einige andere Waaren dieser Art mitgebracht, die er nach seiner Landung verkaufte, um Pelzwerk dafür einzuhandeln, womit er sich in New-York zu ernähren suchte. Bald darauf wurde er Kommiss in einer sehr bedeutenden, einem Quäker gehörenden Pelzhandlung, bis er von seinem Bruder, einem vermögenden Schlächter, etwas Kapital bekam und sich selbst etablierte. Als im Jahre 1795 die bis dahin noch von den Engländern besetzt gewesenen Pelzhandels-Stationen Oswego, Niagara und Detroit den Amerikanern überlassen wurden, faßte Astor sofort einen großartigen Plan mit den Worten: „Jetzt werde ich im Pelzhandel mein Glück machen“, und wie gesagt, so gethan. Schon nach sechs Jahren, im Jahre 1801, schätzte man sein Vermögen auf 250,000 Dollars, und dieses ist seitdem auf eine unerhörte Weise angewachsen; 1810 begründete er die amerikanische Pelzhandels-Gesellschaft, deren Kommanditen sich bis in

die entferntesten Gegenden des Nordens erstreckten, wo sie die reichste Ausbeute an Biberfellen, Otter- und Büffelhäuten fanden. Dies genügte ihm aber noch nicht, sondern er entwarf auch noch den Plan, in Gemeinschaft mit der amerikanischen Regierung eine Reihe von Forts am Stillen Ocean und am Columbia-Strom zu erbauen, wodurch für jene Compagnie der Pelzhandel westlich der Felsengebirge monopolisirt wurde. Das erste Fort dieser Art ward im Jahre 1810 errichtet und erhielt den Namen Astoria. Von hier aus stand Astor in directer Verbindung einerseits mit den russisch-amerikanischen Besitzungen und andererseits mit China, so daß Astoria bald ein reiches Handels-Emporium wurde. Späterhin ward die dortige Faktorei jedoch durch einen Associé Astor's, der einen Verrath an der gemeinschaftlichen Sache beging, an die britische Nordwest-Handelsgesellschaft verkauft. Astor hatte in dieser glänzenden Periode seines Geschäftes die Gewohnheit, einen Theil seines Gewinnes aus demselben zu ziehen und in Grundstücken anzulegen. Hierdurch ist sein Vermögen in so unverhältnißmäßiger Weise gewachsen. Der Grund und Boden stieg in New-York um das Hundertfache im Werth, so daß Astor ein Vermögen von 40 Millionen Dollars hinterlassen haben soll. Seine jährlichen Einkünfte wurden auf zwei Millionen Dollars geschätzt, so daß er täglich 5760 Dollars zu verzehren hatte.

**Paris.** Zwei Briefe des Prinzen von Joinville. 1) Claremont, 11. Mai. Ich hoffe viel von der Nationalversammlung: ihr erstes Auftreten ist etwas ungeordnet, allein dies ist unvermeidlich bei einer so zahlreichen Versammlung. Der Geist scheint mir gut. Ich glaube, daß sie wahrhaft eine große und starke Republik zu gründen beabsichtigt. Wolle Gott, daß dem so sei. Das Land sehnt sich nach Ordnung; dies wird das Auftreten der neuen Regierung erleichtern. Wenn sie den Muth haben, Ersparnisse vorzunehmen, welche Ordnung in die Finanzen bringen, werden sie schnell und gut vorwärts kommen. Wir, die wir unser Land kennen, wissen, wie stark eine Behörde sein wird, die im Namen des allgemeinen Stimmrechts spricht. Man muß gestehen, sie ist die einzige, welche das Land retten kann. O, mein Gott! trotz der Fehler der gestürzten Regierung hat sie siebenzehn Jahre gedauert; es ist daher nicht so schwer, Frankreich zu regieren. Was uns persönlich betrifft, so denken wir stets an die Rückkehr nach Frankreich. Ist einmal die Republik eingerichtet, so wird man uns den Titel und die Eigenschaft als französische Bürger nicht versagen. Das Wetter ist schön; ich benutze es, um meine Tage draußen zuzu-

bringen. Auf das Haidekraut ausgestreckt, lese ich ungemein viel, während unsere Frauen arbeiten. Sie machen selbst ihre Kleider, ihre Hüte ic. Ich versichere Sie, sie könnten ihren Lebensunterhalt verdienen. Was mich betrifft, so hat mir eine Londoner Gesellschaft den Oberbefehl eines nach Indien bestimmten Schiffes angeboten. Sie sehen, wir können dem Glend fast die Stirne bieten. Meine Gesundheit ist fortwährend angegriffen. Immer ist bei mir etwas in Unordnung, bald dies, bald das. Glücklicher Weise befinden sich meine Frau und meine lieben Kinderchen wohl. Könnten wir doch den heimischen Boden wiedersehen! — 2) Claremont, 20. Mai. Ich liebe, ich gesteh's, mein Vaterland; ich habe meine Gesundheit in seinem Dienste zu Grunde gerichtet; ich würde für dasselbe in den Tod gegangen sein und noch in den Tod gehen, allein der Gedanke einer Verbannung als Lohn, macht mich schwindelig. Ich mußte es erwarten; aber das ist gleich, die Wirkung ist nicht minder heftig und ich habe Zornstränen gegen diejenigen, welche dieses Decret vorgelegt... Armes Frankreich! Wenn ich es nicht mehr sehen soll, wenn es mir nicht vergönnt ist, in seinem Dienst zu sterben, wenn ich meine Vergangenheit vergessen soll, dann will ich mich so tief in die Wüsten des Westens begraben, daß ich von meiner Heimat nicht mehr sprechen höre, daß die Erinnerung an sie mir nicht mehr die Seele zerreiße, daß meine Kinder sie nicht kennen lernen können und daß ich ihnen ewiges Leid erspare.

**Potsdam.** Die Erminister Eichhorn und von Thile waren neulich beim König zur Tafel. Wunderbar, daß diese Herren schon wieder Appetit haben, da sie doch vom Volke für ihr ganzes Leben abgespeist worden.

**Rom.** Während man von der Ostsee zur französischen Grenze reisen kann, ohne vielleicht seinen Paß ein einzig Mal zu zeigen, muß man ihn in Italien in jedem Moment zur Hand haben, und wehe dem, welcher vergessen hat, ihn nach Ernst Förster's Anweisung mit einem Buch weißen Papiers dauerhaft einbinden zu lassen! Auf einer Fahrt von der Schweizergrenze bis Rom, die man in etwa 90 bis 95 Stunden zurücklegen kann, muß das unglückliche Sicherheitsdocument nicht weniger als einunddreißig Mal vorgezeigt werden; man wird am Ende so daran gewöhnt, daß bei der Einfahrt in jedes Dorf die Hand unwillkürlich nach dem Passaporto greift. Mit Monte Epluga beginnt die lange Reihe der Visirungen, welche Italien vor dem Eindringen von Taugenichtsen schützen soll. Es folgen: Chiavenna, Mailand bei der Ein-

und Ausfahrt, bei der Polizei und dem päpstlichen Consul, Lodi zwei Mal beim Ein- und Ausfahren, lombardische Grenze, parmesanische Grenze, Piacenza zwei Mal, Parma zwei Mal, modenese Grenze, Reggio zwei Mal, Modena zwei Mal, modenese-päpstliche Grenze, Bologna drei Mal, päpstliche Grenze bei La Ga, toscanische Grenze bei Filigare, Florenz fünf Mal, mit Einschluß der Nunciatur und der Landesgesandtschaft, toscanische Grenze zu Radicofani, päpstliche Grenze bei Monte Centino, Rom. Es ist natürlich, daß man in unsichern Zeiten wie die gegenwärtigen, Sicherheitsmaßregeln braucht: doch abgesehen davon, daß die Pässe bekanntlich sehr schlechte Sicherheit gewähren, ist diese Seccatur an jedem mitten im Lande gelegenen Orte wahrhaft unerträglich, und der damit verbundene Zeitverlust ist besonders im jetzigen Moment sehr bedeutend, indem die Bürgergarden oder neuen Beamten an den Thoren gewöhnlich sehr geringe Praxis haben, die Pässe zu eigener Belehrung gründlich studiren, namentlich, wenn sie in barbarischen Sprachen ausgefertigt sind, die sie nicht verstehen, und es wohl vorkommt, daß ein ehrlicher Civico den am Abend anlangenden Postcourier ganz naiv fragt: Sie reisen wohl erst morgen früh weiter?

**Salzbrunn.** Der abgedankte preussische Kriegsminister General von Rohr, scheint daran zu glauben, daß man eine bessere Constitution bekommen könne, denn er befindet sich hier als Kurgast. Bisher hat er sich nur dadurch bemerklich gemacht, daß er im Kurzaal äußerte: die Wiener Studenten hätten sammt und sonders mit Kartätschen niedergeschossen werden müssen! — Man kann aus dieser Aeußerung eines Generals auf den Sinn des Gemeinen im preussischen Militär schließen.

**Stuttgart.** Von allen „Mißverständnissen“ der Neuzeit hat keines einen lustigeren Ausgang genommen, als nachstehendes, buchstäblich wahres. Hauptmann Lipp wurde bei Dossenbach, als er mit dem Anführer der Republikaner, Schimelpfennig, in persönlichen Kampf gerieth, an der Hand verwundet, so daß er seinen Bericht an unser Kriegsministerium über das Gefecht dictiren mußte. In diesem Bericht kam die Stelle vor: „doch hat mich mein Schutzengel nicht verlassen“... Der Courier schreibt: „doch hat mich mein Schutz — Engel“... Das Ministerium hält dies für einen Schreibfehler und flügelt heraus, daß darunter nur der Schütze (Johann Jakob)

Engel (von Ebringen), welcher sich unter der Compagnie des Hauptmanns Lipp befand, gemeint sein könne. Flugs wird diesem die silberne Medaille zugesprochen. Seit der Rückkunft des Hauptmanns Lipp hat sich das „Mißverständniß“ aufgeklärt, und das Regierungsblatt macht in seiner jüngsten Nummer bekannt, daß unter dem Schutzengel nicht der Schütze Engel, sondern der Soldat Mäusle zu verstehen sei, welchen Lipp als solchen bezeichnet.

**Turin.** Der größte Fehler unserer Barmherzigkeit, wenigstens der männlichen, besteht darin, daß sie nicht immer warmherzig ist, d. h. daß sie zu viele Principien hat. Der Eine giebt aus diesem, der Andere aus jenem kalten Principe nicht, und deshalb hungern und frieren auch außerhalb Irland so viele Menschen. Der Canonicus Cottolengo fand auf der Straße zu Turin eine schwere Fieberkranke in der Nähe zweier verhängnißvoller Stunden, der Stunde der Geburt und des eigenen Todes. Er förderte dieselbe zum ersten besten Krankenhause. Die Aufnahme ist gegen mein Statut — erklärte der constitutionelle Herr dieses Hauses. Cottolengo schleppte die Sterbende einige Straßen weiter und schellte an der Klosterpforte der Barmherzigkeit. Die Aufnahme ist gegen unsere Klosterregel — entgegnete die Priesterin des heiligen Vincenz. Cottolengo klopfte an mehre andere Thüren der geformten Nächstenliebe, auch der bureaukratischen. Wo das Statut erlaubte, verbot die Klosterregel, und wo die Regel erlaubte, verbot das Hospitalstatut. Der überall Abgewiesene brachte die Unglückliche in einem Privathause unter, aber das kleine Ereigniß wurde der Krystallisationspunkt eines lawinenartigen Werks seltener Größe. — Cottolengo stiftete ein Hospital ohne Statut und ohne Regeln, eine Wohlthätigkeitsanstalt, deren einziges Princip dieses war, daß sie keine Principien hatte und nur solche Unglückliche aufnahm, die an anderen Pforten principmäßig abgewiesen waren. Natürlich war ein Haus sehr bald zu klein für solch summarisches Verfahren. Aus dem Hause wurde deshalb eine Armen-Colonie, ein helfendes Quodlibet gegen Jammer und Elend aller Art. Cottolengo legte jährlich öffentliche Rechnung und die Gaben der Menschenfreunde flossen ohne Unterlaß. Und des Himmels Segen ruhte auf der Principlosigkeit.

J. Casler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.